



Berlin, den 7. November 1903.

Ein neues Strafgesetzbuch?

Am der Hofstraße steht ein schönes Gebäude; wenn ich mich recht erinnere, sind daran Motive von der Zecca verwendet. In dem Gebäude befindet sich ein Etablissement zur Herstellung von Gesetzesparagrafen unter der Firma „Reichsjustizamt“. Als das Bürgerliche Gesetzbuch sammt seinen Nebengesetzen vorbereitet wurde, war großer Bedarf an Gesetzesparagrafen. Das hatte zur Folge, daß die Fabrik vergrößert und eine Anzahl neuer Maschinen, genannt „Vortragende Rütche“, eingestellt wurde. Seitdem hat sich der Absatz einigermaßen verringert. Zwar sind nach dem Abschluß der bürgerlichen Gesetzgebung noch mehr als genug neue Gesetze dem Reichstag vorgelegt worden; aber im Verhältnis zu der vorangegangenen Zeit ist die Zahl der gefertigten Paragrafen doch viel kleiner geworden. Export nach dem Ausland ist nicht vorhanden. Die Fabrik ist daher nicht vollaus beschäftigt. Zu einer Verminderung des aufgestellten Apparates hat man sich bisher nicht entschlossen. Begreiflich also, wenn sich die Direktion nach neuen Absatzgelegenheiten für ihre Fabrikate umthut. Da haben wir nun ein Strafgesetzbuch, das zwar noch nicht sehr alt, aber unter den größeren Reichsgesetzen doch das älteste ist. Das könnte man durch ein neues Gesetzbuch ersetzen. Dabei könnte man vier- bis fünfhundert neue Paragrafen absetzen und die Fabrik hätte wieder auf Jahre Beschäftigung. So ließ denn die Direktion während der Tagung der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung im April 1902 durch den Geheimrath von Tschendorff urbi et orbi verkünden, daß man im Reichsjustizamt an die „Vorbereitungen zu den Vorbereitungen“ zu einem neuen Strafgesetzbuch herangetreten sei.

Brauchen wir ein neues Strafgesetzbuch?

Gewiß haben sich bei der Anwendung des geltenden Gesetzes Mängel

herausgestellt. Jeder, der sich mit der Strafrechtspflege aktiv oder auch nur als Beobachter befaßt, kann an den Fingern Urtheile herzählen, die gegen das allgemeine Rechtsbewußtsein gräßlich verstoßen. Aber man muß sich vor dem Fehler hüten, all solche Erscheinungen auf die Rechnung mangelhafter oder verkehrter Gesetzesbestimmungen zu setzen. Ein guter Theil der anstößigen Urtheile beruht vielmehr auf unrichtiger Anwendung des Gesetzes. Was kann das Gesetz dafür, daß sich Gerichte dazu versteigen, den berücktigten Paragraphen vom Groben Unfug, in Widerstreit mit seiner Entstehungsgeschichte und wider alle Auslegungsregeln, auf die Vogeltötung von Wirthschaften oder Geschäften, auf das Ausstellen von Strikposten, auf einen Zeitungartikel, der über die Krankheit eines deutschen Fürsten berichtet, oder gar auf eine Simplicissimus-Zeichnung anzuwenden, die die auswärtige Politik des Reichskanzlers persiflirt? Könnte man eine Statistik der auf falscher Gesetzesanwendung und der auf mangelhaften Gesetzesvorschriften beruhenden Urtheile herstellen, die unser Rechtsbewußtsein nicht befriedigen, so würde die Zahl dieser im Verhältniß zu jenen gewiß sehr klein ausfallen.

Ein anderer Vorwurf, der gegen das geltende Gesetz erhoben wird, behauptet, es entspreche nicht dem obersten Zweck jedes Strafgesetzes: der möglichst wirksamen Verhütung von Verbrechen. Nach der von Reiches wegen bearbeiteten Kriminalstatistik ergingen im Jahr 1899 von den deutschen Gerichten 478139 rechtskräftig gewordene Verurtheilungen wegen Verbrechen und Vergehen gegen die Reichsgesetze. Die Vergehen gegen die Landesgesetze und die zahllosen Uebertretungen der Reichs- und Landesgesetze sind dabei nicht mitgezählt. Unter den 478139 Verurtheilten sind 47512 Jugendliche, also Personen, die zur Zeit der Strathat zwölf, aber nicht achtzehn Jahre alt waren, und 195215 wegen Verbrechens oder Vergehens Vorbestrafte. Für das Jahr 1900 ist ein kleiner Rückgang zu verzeichnen: 469819 Verurtheilte, darunter 48657 Jugendliche, 193857 Vorbestrafte. Das sind erschreckend hohe Zahlen. Dazu kommt aber noch, daß die Kriminalität seit den ersten von der Reichsstatistik berücksichtigten Jahren absolut und procentual zugenommen hat. Im Jahr 1882 entfielen auf 100000 Strafmündige der Civilbevölkerung 1040, im Jahr 1900 dagegen 1195 (im Jahr 1889 sogar 1244) Verurtheilte. Vorbestrafte Verurtheilte entfielen auf 100000 Strafmündige in den Jahren 1882 bis 1886 durchschnittlich 277, in den Jahren 1892 bis 1896 durchschnittlich 452 Personen. Mit diesen Zahlen will man beweisen, daß das in unserem Strafgesetzbuch kodifizierte Strafrecht nichts taugt und daß wir daher ein neues Gesetz auf anderer Grundlage schaffen müssen.

Man wird auch dieser Beweisführung mit Zweifeln entgegenreten müssen. Die selbe Statistik beweist nämlich, daß das Anschwellen der Ziffern

hauptsächlich der Mehrung der Verbrechen gegen das Eigenthum zuzuschreiben ist und daß namentlich die großen Städte an der Mehrung der Verbrechen theilhaftig sind. Bei der Häufung der Eigenthumsverbrechen spielt gewiß die in den letzten Jahrzehnten eingetretene Steigerung des Preises aller Lebensbedürfnisse und das damit verbundene Anwachsen des sozialen Elends eine viel größere Rolle als das Strafgesetzbuch. Und noch ein Anderes: die Zahl der strafbaren Handlungen, wegen deren die Verurtheilung erfolgt, bleibt naturgemäß sehr weit hinter der Zahl der thatsächlich begangenen strafbaren Handlungen zurück. Alljährlich werden Tausende von strafbaren Handlungen begangen, von denen die Behörden niemals Etwas erfahren, weil Niemand eine Anzeige erstattet. Und von den den Behörden angezeigten Verbrechen gelangt wieder nur ein gewisser Prozentsatz zur Aburtheilung, weil bei vielen der Thäter nicht zu ermitteln oder der ermittelte Thäter nicht aufzufinden oder außer Landes ist. Es ist nicht möglich, die Differenz zwischen den begangenen Delikten und den bestrafte in genauen Ziffern festzustellen, da die Statistik nur die bestrafte Delikte verzeichnet; aber es ist klar, daß die Differenz um so kleiner wird, je besser die Polizeieinrichtungen sind, die zur Entdeckung und Ergreifung der Thäter führen. Nun sind in den letzten Jahrzehnten die Einrichtungen der Kriminalpolizei wesentlich verbessert worden. Man braucht nur an die gewaltige Ausdehnung des Telegraphen- und des Telephonnetzes zu erinnern, die die Aufspürung und Verfolgung von Verbrechern erleichtert hat. Auch die technische Ausbildung der Polizeiorgane hat sich, wenigstens in den großen Städten, nicht unerheblich gehoben. Diese Umstände machen es sehr wahrscheinlich, daß die Differenz zwischen den begangenen und den zur Aburtheilung gelangten strafbaren Handlungen abgenommen hat. Und diese Annahme findet eine gewisse Bestätigung darin, daß es namentlich die Kriminalität in den Großstädten ist, die das stärkste Anwachsen aufweist; denn hier sind die Einrichtungen der Kriminalpolizei am Meisten verbessert worden. Auf Grund dieser Erwägungen darf man behaupten, daß die Schlussfolgerung von der wachsenden Zahl der Verurtheilungen und der Rückfälle auf die unzureichende Wirkung unserer Strafgesetzgebung nicht gerade zwingend ist. Sie wäre es nur, wenn das Verhältniß zwischen den begangenen und den abgeurtheilten Delikten konstant geblieben wäre. Das ist aber aller Wahrscheinlichkeit nach nicht geschehen. Es ist sehr wohl möglich, daß die Zahl der begangenen Delikte — und nur auf diese kommt es bei der Bewerthung der praktischen Wirkung des Gesetzes an — nicht oder doch nicht erheblich gestiegen ist, obwohl die Zahl der Verurtheilungen sich beträchtlich vermehrt hat.

Darf man hiernach bezweifeln, daß ein dringliches Bedürfnis nach einem neuen Strafgesetzbuch besteht, so könnte man trotzdem die Schöpfung

eines neuen Gesetzbuches mit Freude begrüßen, wenn dabei ein wesentlich besseres Werk als das geltende Gesetzbuch herauskäme. Aber darauf ist wenig Aussicht. Daß die Gesetzgebungskunst in Deutschland nicht auf besonderer Höhe steht, davon kann man sich aus jeder Seite unseres Bürgerlichen Gesetzbuches überzeugen. Dieses ist die Sphinx unter den Gesetzbüchern; es giebt den Juristen die schwierigsten Räthsel auf. Fräße die moderne Sphinx, wie ihre thebanische Urahne, Alle auf, die ihre Räthsel nicht zu lösen vermochten, so würde ein arges Blutbad unter den deutschen Juristen entstehen. Zu dem allgemeinen Mißtrauen gegen die Gesetzgebungskunst der Gegenwart kommt aber speziell für die Strafgesetzgebung noch ein besonderer Umstand hinzu.

In der Strafrechtswissenschaft giebt es heute zwei Schulen. Die eine, die sich die klassische heißt, fußt auf dem Grundgedanken, daß die Strafe Vergeltung für das begangene Unrecht ist. Der Verbrecher wird gestraft, weil er sich gegen die Rechtsordnung aufgelehnt hat. Ausschließung aus der Rechtsgemeinschaft oder Einbuße von Rechtsgütern sind die Elemente, auf die nach dieser Schule die Analyse der Strafe führt. Die Strafe ist das Aequivalent des Verbrechens. Sie soll das gestörte Gleichgewicht in der Rechtsordnung wieder herstellen; die Aufgabe der Strafgesetzgebung ist, die Strafe in das richtige Verhältniß zu der Schwere der begangenen Mißthat zu setzen. Die andere Schule — man heißt sie die kriminalsoziologische — verwirft den Gedanken an Vergeltung. Vergeltung durch Strafe soll unmöglich sein, weil die Strafe nichts mit der Mißthat Gleichartiges ist und uns der feste Maßstab fehlt, nach dem die aufzuwiegenden Werthe oder Unwerthe mit einander verglichen und veranschlagt werden könnten. Das Augenmerk der Kriminalsoziologen ist nicht auf die Gesetzesunterthanen, die durch Strafandrohung vom Verbrechen zurückgehalten werden sollen, sondern auf den Verbrecher als den sozialen Schädling gerichtet. Nicht auf den Erfolg der That, sondern auf die antisoziale Strebung, die Gesinnung, kommt Alles an; daher soll der Versuch gleich dem vollendeten Verbrechen behandelt werden.

Wie der Trunkenbold und der Morphiumpflichtige in den Asylen, so ist der Verbrecher in der Strafanstalt zu behandeln: den Unheilbaren macht man durch lebenslängliche Einsperrung unschädlich, den Heilbaren kurirt man von seiner antisozialen Gesinnung durch Abschreckung und Erziehung. Die Begriffe Schuld und Vergeltung scheiden aus; die verbrecherische That ist das Symptom der antisozialen Gesinnung; diese, nicht das Verbrechen, bildet den Grund und den Maßstab der Stufe. Zweck der Strafe ist der Schutz des Gemeinwesens nach dem Maß der antisozialen Gesinnung. Das Strafgesetz, das auf bestimmte Arten von Handlungen eine größere oder geringere Strafe setzt, bezweckt nicht den Schutz der Bürger gegen den Verbrecher, sondern den

Schutz des Verbrechers gegen den Mißbrauch der Strafgewalt. Das Ideal wäre die freie Anwendung der Strafe nach Maßgabe der durch die That belundeten antisozialen Gesinnung bis zur Heilung, Anpassung oder Ausscheidung des Verbrechers. Da dieses Ideal praktisch nicht durchführbar ist, verlangt man wenigstens möglichst weite Strafnahmen für die einzelnen Arten von Delikten.

Noch ist der Streit zwischen den beiden Schulen nicht ausgefochten.

Haben und drüben stehen wissenschaftliche Autoritäten hohen Ranges. Man sollte nun meinen, daß die Männer, die ein neues Strafgesetz machen wollen, zu den Prinzipien der einen oder der anderen Schule Stellung nehmen und danach ihre Gesetzesvorschläge einrichten müßten; denn es leuchtet ein, daß das Gesetz ganz verschieden ausfallen muß, je nachdem man von den Grundgedanken der einen oder von denen der anderen Schule ausgeht. Aber die Herren vom Reichsjustizamt scheinen anderer Ansicht zu sein und zu glauben, daß solche Entscheidung nicht nöthig sei. Das schließe ich nicht daraus, daß zur Vorberathung und Besprechung Vertreter der beiden wissenschaftlichen Schulen eingeladen wurden — Das war unter allen Umständen zur Information der mit der Vorarbeit betrauten Juristen zweckmäßig —, wohl aber daraus, daß der Staatssekretär des Reichsjustizamtes bei diesen Vorberathungen Verbeugungen nach beiden Richtungen hin machte und sich für eine Mittellinie zwischen beiden aussprach. Kann dabei ein Werk herauskommen, das den heutigen Rechtszustand wirklich verbessert?

Zu diesen Bedenken kommt noch ein weiteres: wird es gelingen, einen Entwurf zu einem Strafgesetzbuch herzustellen, den der Reichstag annimmt? Bei der Abfassung eines Strafgesetzbuches spielt eine Menge politischer Momente mit herein. Das gilt nicht nur für die politischen Verbrechen, wie Hochverrath, Landesverrath, Majestätbeleidigung, sondern auch für viele andere Delikte ohne spezifisch politische Färbung, für die Vergehen gegen Religion oder Sittlichkeit und für das praktisch sehr wichtige Vergehen des Widerstandes gegen die Staatsgewalt. Nun müssen wir mit einem Reichstag rechnen, dessen zerklüftete Parteien bei der Behandlung aller dieser Delikte auf ganz verschiedenen Standpunkten stehen. Wird es möglich sein, von einem solchen Reichstag die Zustimmung zu einem neuen Strafgesetzbuch zu erreichen?

Im Reichsjustizamt wird man sich vielleicht mit dem Gedanken trösten: *Et voluissae juvabit!* Jedenfalls haben die Gesetzgebungsmaschinen wieder Material. Sonst könnten sie ja einrostern. Und Das wäre doch jammerschade.



Seillières Gobineau.*)

Vor hundert Jahren mußte der kirchlichen und der unkirchlichen Metaphysik gesagt werden, daß das Wissen nur so weit strenge Wissenschaft ist, wie es Mathematik enthält; heute brauchen die mancherlei neuen Wissenschaften, weil sie sich mit dem Schein der Exaktheit schmücken, unter ihnen die verschiedenen Zweige der Anthropologie, die Mahnung noch nöthiger. Seekrank wird, wer denkend zwar, aber des eigenen festen Haltes entbehrend, im rassen-theoretischen Fahrwasser von Gobineau, Richard Wagner und Dühring bis zu Ammon, Chamberlain und Boltmann herabschwimmt. Exakt können ja diese Wissenschaften nur sein, so weit sie Thatfachen beschreiben (womit Kants Satz von der Mathematik zu ergänzen ist); mit der Kombination der Thatfachen fängt die Unsicherheit, freilich aber auch erst der Versuch an, aus dem Wissensmaterial eine Wissenschaft aufzubauen. Doch kann man sich aus Thatfachen und Wahrscheinlichkeiten ein Gerüst zimmern, von dem aus man gesichert und in Ruhe zu überschauen vermag, was die vom Forschungsdrang (von der politischen Leidenschaft des Tages, behauptet Seillière) geschwellte Woge täglich Neues vorbeisüßt; und manchem Leser wird es nicht unangenehm sein, wenn ich ihm, ehe ich zum eigentlichen Thema übergehe, ein paar Bretter des Gerüsts vorlege, das ich mir gezimmert habe.

Mit Gobineau erkenne ich an, daß die Rassen-Eigenschaften sehr beständig sind und daß Rassenmischung eine Triebkraft der Weltgeschichte ist. Aber ich halte den Rassencharakter nicht für an sich unveränderlich, leite nicht alle Veränderungen der Rassen, alle Ereignisse der Weltgeschichte und alle Kulturerscheinungen von Rassenmischung ab. Mit Chamberlain glaube ich, daß die Ursprünge der Dinge, so auch die des Menschengeschlechtes und seiner Rassen, unerforschlich sind, das Bemühen, die letzten Ursachen aufzufinden, eitel ist und daß im Lauf der Zeit immer neue gute Rassen, also Menschenarten von ausgeprägtem Charakter und von guten Eigenschaften, entstehen; aber ich meine, man dürfe mit Gobineau die weiße, die schwarze und die gelbe Rasse — wenn auch nicht als die Urrassen, so doch — als Haupt- und Grundtypen gelten lassen. Beide Forscher fehlen dadurch, daß sie die sekundären Ursachen der Rassenbildung, die unter Umständen die primären sein können, theils übersehen, theils unterschätzen: Klima, Boden (manche Bodenarten, zum Beispiel: kalkhaltige, sollen Pferde, Rinder und Menschen langleibig machen), geographische Lage, Lebensweise und Beschäftigung, lange Zeit geübte Herrschaft oder erlittene Knechtschaft. Die zuerst genannten,

*) La Philosophie de l'Impérialisme I. Le Comte de Gobineau et l'Aryanisme historique par Ernest Seillière. Paris, Librairie Plon, 1903.

nicht sozialen dieser sekundären Ursachen sind ohne Zweifel ursprünglich die primären gewesen, denn ehe die Rassenmischung ihr Werk beginnen konnte, mußte vorher Klima und Boden die Rassenunterschiede erzeugen. (Um der aus Thatfachen gezogenen Folgerung, daß die proletarische Lage nicht immer durch angeborene Untüchtigkeit verschuldet, sondern umgekehrt oft genug die Entartung ganzer Bevölkerungen eine Wirkung aufgezwungener proletarischer Lebensweise ist, zu entgehen, nehmen die Rassentheoretiker zu der von Weismann angeblich bewiesenen, in Wirklichkeit nur angenommenen Unveränderlichkeit der Zeugungstoffe, des sogenannten Keimplasmas, ihre Zuflucht.) Mit den genannten Forschern unterscheide ich edle und unedle Rassen, halte die edlen Rassen für die Kultur erzeugenden, die weiße Hauptrasse für edler als die anderen beiden, ohne jedoch allen Negern jeden Leibes- und Seelenadel abzusprechen — denn es giebt körperlich wohlgebildete, geistig hochbegabte und von Gemüth gutartige unter ihnen —, beschränke aber den Vorzug nicht auf den germanischen Stamm und finde die Versuche, die gemacht worden sind, den Charakter des Edelmenschen zu definiren, sehr unbefriedigend. Dühring sieht ihn in den edlen sittlichen Eigenschaften der Germanen, spricht diese Eigenschaften den Romanen und den Slaven in minderm Maße zu und den niederen Rassen, zu denen er auch manche weiße rechnet, ganz ab; die Juden malt er bekanntlich kohlschwarz. Das ist nun thatsächlich falsch und Gobineau hat ganz richtig erkannt, daß es nicht die sogenannten sittlichen Eigenschaften, am Wenigsten die Eigenschaften des christlichen Heiligen sind, was den vornehmen Völkern Macht verleiht. Chamberlain schildert zwar auch die Selbstsucht und daneben die Weltlichkeit der Juden und preist die metaphysische Anlage und die echte Religiosität der arischen Indier, kann aber doch nicht behaupten, daß die Indier ihre Befähigung zum Herrschen bewiesen hätten, und muß in Beziehung auf die älteren Germanen und die neueren Angelsachsen gestehen, daß es nicht gerade aufopfernder Idealismus gewesen ist, was sie groß gemacht hat. Dabei passiert ihm, daß seine Schilderung des Judencharakters Zug für Zug (den einen Zug der geistigen Unfruchtbarkeit ausgenommen) auf die Angelsachsen, die Holländer, die Schweizer, überhaupt auf die Stämme paßt, die das reformirte Bekenntniß angenommen haben oder ihm zuneigen. Es ist eben eine gewisse Mischung von Eigenschaften, was politische und wirthschaftliche Erfolge sichert; zu dieser Mischung gehören auch solche Eigenschaften, die der Christ für böse erklären muß, und die Mischung ist nicht konstant, sondern je nach den wechselnden Umständen werden immer neue Mischungen erfordert; manchmal ist ein stärkerer Zusatz von brutaler Gewalt nöthig, manchmal sind Geschmeibigkeit und Hinterlist mehr angezeigt. Ich denke mir die Sache so:

Eine eigenthümliche Civilisation entsteht, wenn ein Volk an Geist,

Willen und Leib stark genug ist, die in seinen Bereich gerathenden Erscheinungen seinem Vorstellungskreis einzuverleiben, sich die ihm erreichbaren materiellen Güter anzueignen, den Reichtum an Ideen, Gütern und Einrichtungen, den es so erwirbt, zu einem geordneten Ganzen zu verbinden, das ein unterscheidbares Gepräge zeigt, und diese seine Daseins- und Lebensform in einem großen Gebiet zur Herrschaft zu bringen. Von der Civilisation

„*универсальнаго характера, въ которомъ всѣмъ народамъ и племенамъ открыты*“

Kultur. Wilhelm von Humboldt hat als deren unterscheidende Merkmale Kunst und Wissenschaft angegeben. Nun: auch die Chinesen haben Kunst und Wissenschaft, — aber was für eine! Es handelt sich hier um den Kern der Wissenschaft vom Menschen und es wäre Annäherung, wenn ich mir einbilden wollte, ihn erfaßt zu haben. Aber ich glaube, ihm wenigstens nahe gekommen zu sein, indem ich im hellenischen Wesen das Humanitätsideal verwirklicht sehe, den Hellenen daher echte und höchste Kultur zuschreibe. Man wird also den Begriff der Kultur gewinnen, wenn man das hellenische Kulturleben in seine Elemente zerlegt. Die Griechen haben die Methoden begründet, nach denen unsere heutige, von chinesischen und sonstigen asiatischen „Wissenschaften“ himmelweit verschiedene Wissenschaft arbeitet, und sie haben uns unsterbliche Muster wissenschaftlicher Untersuchung hinterlassen. Sie sind die einzigen unter den alten Völkern, also die ersten von allen, die in der Kunst Schönheitsideale verwirklicht haben, und sind wenigstens in einem Zweige der bildenden Künste unübertroffen geblieben. Bei ihren Dichtern und Philosophen finden wir die äußerste Zartheit und den feinsten Taft des sittlichen Empfindens, so daß noch heute Jeder Herz und Gemüth an ihnen bilden kann. Und diese drei Gebiete des Seelenlebens erscheinen unter sich und mit dem Leibesleben zur harmonischen Einheit verschmolzen in vielen ihrer geschichtlichen wie der von ihren Dichtern geschaffenen Gestalten; denn es gehörte ja bekanntlich zum Wesen ihres Volksthumes, daß ihre Geistes- und Herzensbildung nicht zur Verklümmernng, sondern zur Vollendung ihrer leiblichen Kraft und Schönheit führte. Dieses Humanitätsideal konnte deshalb nur kurze Zeit und nur in einem winzigen Bruchtheil der weißen Rasse verwirklicht werden, weil, wie auch Gobineau richtig bemerkt hat, die Aufgaben, die der wechselnde Strom des Lebens den Völkern stellt, einander für gewöhnlich ausschließen, so daß man die eine fahren lassen muß, wenn man die andere ergreift. Deshalb erscheint die Kultur der Völker wie der Einzelnen einseitig, die Gesamtkultur stückweise an ihre Träger vertheilt; daß diese Träger Theilhaber der echten Kultur sind, die man als die europäische bezeichnen darf, haben sie immer wieder aufs Neue dadurch zu beweisen, daß ihnen die Sehnsucht nach dem im hellenischen Vorbilde verwirklichten Ganzen und das Verständniß für dieses Vorbild nicht verloren gegangen ist. Das

Ästhetische bleibt dabei das Entscheidende, wie sich Jeder klar machen kann, wenn er überlegt, was uns denn eigentlich die exotischen Kulturen niedriger erscheinen läßt als die unseren; nicht etwa, weil leibliche Schönheit das Höchste, aber, weil es das unmittelbar Wahrnehmbare ist, Das, worin sich uns das Wesen des Menschen offenbart. Auch Gobineau hebt hervor, daß von wirklicher Schönheit nur bei der weißen Rasse gesprochen werden könne. Eine Rasse aber, deren Mitglieder keine Menschenschönheit zu sehen bekommen, kann von Schönheit überhaupt keinen Begriff haben; und schon darum fehlt ihrem Seelenleben ein wesentlicher Bestandtheil, schon darum leidet ihr ganzes Dasein an einer Unvollkommenheit, die als Häßlichkeit oder Mangel an Schönheit zu Tage treten muß. Aus dem Gesagten geht hervor, daß unter den weißen Völkern keins das Menschheitideal vollständig verwirklichen kann, daß aber die Theilhaberschaft an diesem Ideal keinem ganz abgesprochen werden darf. Im Kunstgeschmack und in der allgemein verbreiteten Schönheit des Gesichtes bleiben wir Nordländer hinter den Romanen zurück, obwohl in allen Gebieten der Kunst einzelne Deutsche das Höchste geleistet haben. Zu wirthschaftlichen und politischen Erfolgen gehören vor Allem Willenskraft und Stetigkeit; darin sind die Germanen und namentlich die Angelsachsen den Romanen und den Slaven überlegen. (Die russische Politik wird nicht von Russen gemacht, sondern von russifizirten Deutschen.) Daß die Europäer zur Beherrschung der Farbigen befähigt und berufen sind, lehrt jeder Tag; ob und wie weit die Deutschen heute noch den übrigen Europäern in dem Grade überlegen sind, wie sie es in der Zeit von 1000 bis 1300 waren, muß die Zukunft lehren. Höchste Kultur sichert keineswegs den politischen Erfolg, kann ihm sogar hinderlich sein, wie klassische Beispiele beweisen, aber nur die zur höchsten Kultur befähigten Völker sind auch befähigt, dauerhafte politische Herrschaft zu begründen. (Der schwankende Sprachgebrauch erschwert die Verständigung; wenn von den Kulturen der Naturvölker und der Barbaren gesprochen wird, so ist Das gemeint, was ich Civilisation nenne. Hohe Civilisation kann mit niederer Kultur, ja, mit Unkultur verbunden sein und umgekehrt.) Zu den Stücken, in denen ich vollständig mit Chamberlain übereinstimme, gehört sein Urtheil über die Entwicklungstheorie. (Sein Darwinismus ist Züchterdarwinismus, also eigentlich vordarwinischer Darwinismus). Er kennt weder Fortschritt noch Rückschritt im Weltganzen, sondern nur Entfaltung der einzelnen selbständigen Wesen, zum Beispiel: der Völker, und bemerkt treffend, daß gerade die darwinische Theorie den Fortschritt eigentlich ausschliesse, weil die Monere das im darwinischen Sinn vollkommenste, nämlich das widerstands- und anpassungsfähigste Wesen ist, daß Naturforscher von Haedels Art vielmehr Religionstifter sind und daß Darwin „immerfort mit einem Fuß in unverfälschter Empirie, mit dem

anderen in haarsträubend kühnen philosophischen Voraussetzungen breitbeinig fortzuschreitet.“ Weismann hat den Moneren sogar die Unsterblichkeit zugeschrieben. Freilich werden Millionen gefressen und verdaut, aber Das würde nicht geschehen, wenn sie nicht so dumm gewesen wären, größere und kompliziertere Wesen aus sich zu entwickeln, die der Idealist vollkommener nennt. Die Rassentheoretiker darwinischer Richtung unterscheiden gewöhnlich dem darwinischen Begriff „angepaßt“ die idealistischen Begriffe „höher“ und „vollkommener“ und lassen durch Anpassung und Naturzüchtung zuerst aus niederen Thierarten höhere, dann aus Thieren Menschen und zuletzt aus niederen Menschenrassen höhere hervorgehen; dabei verkoppeln sie manchmal mit dem unechten idealistischen Darwin gedankenlos Gobineau, indem sie mit Jenem die Entwidlung vom Niederen zum Höheren lehren, zugleich aber mit Diesem über die fortschreitende Entartung der weißen Rasse jammern. Mit Chamberlain halte ich Gobineaus Pessimismus, der nur zunehmende und unabwendbare Entartung sieht — die weiße Rasse mit ihren edlen Eigenschaften soll im elken Völkergemisch verschwinden —, für unberechtigt, erkenne an, daß es gute und schlechte Mischungen giebt, und füge hinzu, daß eine weiße und kräftige Sozial- und Kolonialpolitik der Entartung, wo solche droht, vorbeugen und die Rasse verbessern kann. Was den Fortschritt betrifft, so beschränke ich ihn auf die Technik, auf die Anhäufung des Wissens, der Fertigkeiten und der Güter und auf die Vermehrung des geistigen Reichthums durch die Vervielfältigung der Kombinationen, dagegen glaube ich nicht, daß der Menschennatur neue Kräfte zuwachsen oder die, die sie hat, sich erhöhen, noch daß die Menschen moralischer oder glücklicher werden oder einem Gesellschaftszustande entgegengehen, der allen früheren Zuständen und Staatsverfassungen vorzuziehen sein wird. Ein letztes objektives Ziel der Veränderungen, die man heute Entwidlung zu nennen liebt, erkenne ich nicht an; alle Veränderungen haben nur den Zweck, dem Menschen jeder Zeit und jeden Ortes die Entfaltung und Bethätigung ihrer Anlagen zu ermöglichen, und diesem rein subjektiven Zweck dienen auch die wechselnden objektiven Zwecke der Entwidlung wie die Schöpfung neuer Rassen und Kulturen und die Gründung neuer Staaten.

Die Absicht, seinen Lesern einen festen Halt darzubieten, hat den Verfasser des Buches, das uns nun ein Wenig beschäftigen soll, nicht gelehrt. Er verwirrt sie vorläufig nur noch mehr (ich sage vorläufig, weil man ja nicht weiß, was die folgenden Bände seiner Philosophie des Imperialismus bringen werden), indem er Gobineaus Theorien und Geschichtskonstruktionen kritisch zerlegt und durch Aufdeckung ihrer Widersprüche, ihrer Willkürlichkeiten, ihres phantastischen Charakters dem Spott preisgiebt, ohne ihnen eine andere Lehre entgegenzusetzen. Damit soll nicht gesagt sein, daß das Buch

frivol wäre oder daß der Verfasser die dem Genie und dem edlen Charakter des Grafen schuldige Pietät verletzete; den hohen literarischen Werth der meisten Schöpfungen Gobineaus erkennt er ohne Rückhalt an. Und seine kritische Aufgabe, für die er sich mit dem nöthigen gelehrten Rüstzeuge versehen hat, nimmt er sehr ernst. Auch sein Spott ist nur die Hülle für den bitteren Ernst, der sich darunter verbirgt. Es kann einem französischen Patrioten unmöglich gleichgiltig sein, wenn ein Landsmann von ihm lehrt, zwei Drittel der Franzosen ständen als Menschen niederer Rasse außerhalb der arischen Kultur, und wenn dieser Landsmann das Haupt einer einflußreichen deutschen Schule wird. Zwar hatte Gobineau auch die Deutschen als ein minderwerthiges Mischvolk geschildert; aber nachdem sie 1870 ihre Ueberlegenheit über die Franzosen bewiesen haben, kann sich die deutsche Jüngerschaft darüber mit dem Gedanken trösten, daß der Meister in diesem einen Punkte geirrt habe. Seillière nun macht, um einer Ansicht, die für Frankreich wenig schmeichelhaft ist und sogar praktisch unheilvolle Folgen haben kann, den Boden zu entziehen, gleich im Anfang seiner Einleitung ganze Arbeit: alle Geschichtsphilosophien sind von der Leidenschaft, vom Vorurtheil und vom Interesse eingegebene willkürliche Konstruktionen und die von Rousseau, Hegel, Comte sammt denen der allerneuesten Autoritäten sehen als Apokalypsen auf einer Stufe mit dem Buche Daniel und der Offenbarung Johannis, die nichts Anderes sind als die Geschichtsphilosophien ihrer Zeit. Die neueste Geschichtsphilosophie hat nach unserem Kritiker drei Wurzeln: den Feudalismus, den Germanismus und die von den Sanskritgelehrten verbreitete Schwärmerie für die indischen Arier. Die gemeinsame Frucht ist der Imperialismus, die Lehre, daß den europäischen Ariern die Weltherrschaft bestimmt sei. Der Verfasser bemerkt gelegentlich, daß der Name Arier heute eigentlich nicht mehr zeitgemäß ist. „Die wissenschaftliche Mode hat gewechselt; die Zugehörigkeit zur indogermanischen Sprachfamilie soll noch nicht die Blutsverwandtschaft eines Volkes mit den Herrenvölkern beweisen; man setzt die Entstehungszeit der indischen und der iranischen Sprachdenkmäler herab, um die asiatischen Kulturen zu Ablegern europäischer machen zu können, und erklärt die europäische Kultur für autochthon. So verblaßt das Bild des Ariers immer mehr, bis ihm eine Reaktion in der Gelehrtenwelt neuen Glanz verleihen wird.“ In Frankreich ist nach Seillière, der sich vielfach auf Augustin Thierry stützt, die Sache anders verlaufen. Der Adel blieb sich seiner Abkunft von den fränkischen Eroberern bewußt, die Stadtbürger führten ihre Verfassungen auf die Römer zurück, die Bauern hatten gar keine Traditionen und pochten in Zeiten der Empörung auf die natürliche Gleichheit aller Menschen. Die Registen endlich halfen mit dem römischen Recht die sich über alle Stände erhebende Macht des absoluten Königs begründen. Da-

neben wurde über den Ursprung der Franken gestritten; während ihnen die Einen ihre germanische Abkunft ließen, machten Andere sie zu Galliern, die über den Rhein ausgewandert und später von da zurückgekehrt seien. Der „Keltismus“ wurde eine Zeit lang Mode und sah Kelten in allen germanischen Stämmen, schließlich sogar in den Hunnen. Unter Ludwig dem Vierzehnten wurde diese Theorie dazu benutzt, die französischen Eroberungspläne zu rechtfertigen; „so wahr ist es, daß die Geschichte immer die Magd der augenblicklichen Leidenschaften Derer ist, die sie schreiben.“ Der keltische Ursprung der Hauptmasse der französischen Bevölkerung konnte selbstverständlich nicht angezweifelt werden. Der erste Begründer des Germanismus ist Gotman gewesen. Er bewies in seiner *Frankogallia* (1574), daß die alte französische Verfassung auf die Freiheit und Gleichheit aller Bürger gegründet und der König an die Beschlüsse der Nationalversammlung gebunden gewesen sei. Gotman gehörte dem Bürgerstande an. Hundert Jahre später verquidete seine Theorie der Graf Boulainvilliers mit dem Feudalismus. Auch er verkündete die Freiheit und Gleichheit, aber nur die der Mitglieder des Adels, dem sich der König unterzuordnen habe, und dessen Recht, das Volk zu beherrschen, in der fränkischen Eroberung wurzle. Der gräßliche Staatsphilosoph bekämpft die „königlichen Bastarde“, die sich als Prinzen von Geburt über den echten Adel erheben, die Befreiung der ländlichen Knechte und die Berufung von Bürgern in hohe Staatsämter. Ein Abbé Dubos suchte dadurch Versöhnung zu stiften, daß er die Franken als Bundesgenossen der Galloromanen im Kampf gegen die übrigen Barbaren auftreten ließ. Mably wendet dann wieder das hohe Gut der germanischen Freiheit dem ganzen Volk zu und macht Karl den Großen zum Wiederhersteller der Volksrechte und zum konstitutionellen Mustermonarchen. Im selben Fahrwasser gelangte der populärere Rousseau zum Sozialkontrakt, von dem aus man nicht mehr weit hatte zur Herrschaft des tiers état und zum Abbé Sieyès, der die sich ihrer Abstammung von Eroberern rühmenden Aristokraten in ihre deutschen Wälder zurückschicken wollte. Nach der Restauration stellte der Graf Montlosier die aristokratische Doktrin wieder her. Nur durfte er nach Dem, was zwischen der Revolution und 1815 geschehen war, nicht wagen, die Ansprüche des französischen Adels auf seine deutsche Abstammung zu gründen. Ihm ist der Adel die Gesamtheit der Freien, der Herrschenden, gleichviel welchen Ursprungs, gegenüber dem handarbeitenden Volke; in beiden Ständen sind alle drei Rassen vertreten: Gallier, Römer und Germanen. In Deutschland läßt Seidlitz den Germanismus als Reaktion gegen die Eroberungskriege des vierzehnten Ludwig und gegen seine Keltomanen entstehen und nennt Leibniz als den ersten Träger der neuen Strömung, die sich dann in Herder fortgesetzt habe. An ihn schlossen sich die Dichter und Philosophen der

Freiheitskriege, dann die Rechtsphilosophen, die Romantiker, die Indologen. Damals wurde ganz Europa vom Rassenrausch ergriffen. „Dieser Rassenwahnsinn: Schlachten, die man mit Wörterbüchern, Archivalien und Volksliedern gewann, blutige Heldenthaten, die man um historischer Legenden willen verrichtete, diese bis dahin beispiellosen Erscheinungen charakterisiren den politischen Gemüthszustand eines Theils von Europa im neunzehnten Jahrhundert.“ Damit war für einen Gobineau der Boden bereitet und zugleich ihm das Material geliefert. Die Kritik seiner Schriften bildet den Inhalt des vorliegenden Buches.

Eine Analyse dieser kritischen Analyse würde ein gleich dieses Buch erfordern. Sie wäre auch überflüssig, wie schon Seillière's Buch selbst es sein würde, wenn es nichts weiter als eine Kritik der Rassentheorie enthielte. Denn die Uebertreibungen und Phantasien des Romantikers der Anthropologie, etwa, daß die ästhetische Anlage aus Negerblut stamme, nimmt doch kein ruhiger Denker ernst; und die enthusiastischen Verehrer lassen sich durch Kritik nicht anfechten. Vielfach geht Seillière in der Ablehnung zu weit; so, wenn er gegen die Schilderung der „arischen“ Schönheit den Einwand erhebt, daß die Schönheit Geschmacksache sei und daß sie von jeder Thier- und Menschenart anders verstanden werde. Freilich, meint er, werde Gobineau diesen Einwand nicht gelten lassen, da er die Schönheit für eine absolute Idee halte. Dafür halte auch ich sie und nicht, wie manche Biologen lehren, für eine dem Geschlechtstrieb dienende Illusion, die auch dem Heuschreck die Heuschreckin als das schönste aller irdischen Wesen erscheinen lasse. Bei Menschen ist es bestimmt nicht so, daß sich Jeder sein Schönheitsideal nach der eigenen Gestalt formt. Der Häßliche liebt nicht eine Häßliche, der Krüppel nicht die Verkrüppelte, und während sicherlich noch kein Weiser gewünscht hat, wie ein Neger oder Mongole auszusehen, beneiden wahrscheinlich alle gebildeten Neger und Mongolen die Europäer um ihre Hautfarbe und ihren Gesichtsschnitt. Hier und da slicht Seillière treffende, ja, glänzende Charakteristiken seines Helden oder vielmehr Opfers ein; ein Beispiel: „Wenn man Gobineaus Parteinahme für die Rassen, seine Vorliebe für Ausdrücke wie *Wißheitrath*, *Emporkömmling*, *Exklusivität* ins Auge faßt, so erscheint er Einem als unverbesserlicher Junker. In Wirklichkeit gehört er eher unter die extremen Republikaner als (ich würde sagen: eben so — wie) zur Kavallerie des *ancien régime*. Reaktionär ist er gewiß und nicht etwa bloß um ein Jahrhundert, auch nicht um fünf Jahrhunderte, sondern um drei Jahrtausende zurück, denn sein Feudalismus beruht ja schon auf Resignation (weil durch das Vasallenverhältniß die ursprüngliche Freiheit und Gleichheit aufgegeben wird). Sein Ideal ist der äußerste Individualismus, der souveraine Besitz eines *Urbodiums* in *Gardarike*. Nichts Anderes ist er als ein aristokratischer

Rousseau, der für die Arier fordert, was der genfer Philosoph auch der ganzen Menschheit wünschte. Hat nicht dieser wahre Vater der Romantik damit angefangen, die Sthenen, die alten Perser, die Germanen des Tacitus zu verherrlichen, die Korruption der Athener, das beladente Rom, die treulose Renaissance des sechzehnten Jahrhunderts zu verdammen? Der Abscheu vor der Rassenmischung hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der Verwünschung des Gesellschaftslebens. Die Wirkungen dieser beiden gefährlichen Wandlungen des vermeintlichen Urzustandes sind in den Augen beider Utopisten die selben: für die Entstehung der verderblichen Künste und Wissenschaften macht der Eine die Gesellschaft, der Andere die Mißgeheirath verantwortlich. Und Keiner von Beiden wagt, das gefährliche Element ganz zu verbannen: Rousseau kann ein Wenig Gesellschaft, Gobineau ein Wenig Kultur erzeugende Rassenmischung nicht entbehren, — aber um Gottes willen nur eine homöopathische Dosis! Sonst degenerirt der Arier des 'Versuchs über die Ungleichheit der Menscherrassen' wie der gute und glückliche Urväblder der 'Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen.' Auch haben Mischung und Gesellschaft gemeinsam, daß ihre verderbliche Wirkungsweise erst in einem Stadium sichtbar wird, wo es für die Umkehr zu spät ist. Wenn Gobineau der Mischung zuschreibt, was sein Vorgänger für eine Folge der bloßen Bergesellschaftung hielt, so kommt Das daher, daß Jener als Schüler Boulainvilliers besser weiß, welche Rolle Gewalt und Eroberung bei der Gesellschaftsbildung gespielt haben. Aber aus dem Schoß der weißen Rasse, die ihm die echte Menschheit ist, verbannt auch er Kampf und Sklaverei auf Grund des Naturrechtes. Noch mehr: in diesen engeren Kreis führt er den Gesellschaftsvertrag ein — denn die Feudalität ist nach ihm als eine Uebereinkunft zwischen Gleichen entstanden —, nicht, ohne, gleich seinem Meister über diesen ersten Schritt zur Entartung einige Thränen zu vergießen."

Könnte man die Kritik des Gobinismus, so interessant und geistreich sie ist, recht gut entbehren, so ist dagegen Einem, der kein Mitglied der Schemann-Wagner-Gemeinde ist und der sich daher mit diesen Dingen nicht ex professo beschäftigt, das Buch deshalb hochwillkommen, weil es eine fragmentarische Biographie des Grafen und den Inhalt seiner zahlreichen übrigen Werke angiebt, die zu lesen man wenig Veranlassung hat, wenn man nicht zur eben genannten Gemeinde gehört. Die Novellen und Romane zu lesen, würde Einem Seillières Bericht wohl Lust machen, wenn man mehr Ruhe hätte und der Tag nicht so viel Neues brächte; aber wer hätte Zeit übrig für eine aus orientalischen Märchen geschöpfte Geschichte der Perser (die freilich nach der Meinung, die Seillières von der Geschichtschreibung im Allgemeinen hegt, ihm so viel werth sein müßte wie jede andere Geschichte) oder für Gobineaus nicht weniger phantastische Keilschriftendeutung, die von

den Assyriologen verspottet wird, oder für die Geschichte Ottars Jarl, worin der Sprößling einer südfranzösischen Familie sein Geschlecht auf einen skandinavischen Seehelden zurückführt? Den Uebersetzer Gobineaus, das Haupt der deutschen Gobinisten, den Professor Schemann, der sich die Mission zuschreibt, Richard Wagners Testament zu vollstrecken, behandelt unser Franzose recht ironisch. Er meint, das Urtheil über die Sprache Gobineaus in seinen poetischen Werken möge der Herr nur den Franzosen überlassen, und schreibt: „Welcher Franzose würde nicht über die Verthung der Tragödie ‚Alexander der Makedonier‘ (eines Jugendwerkes) durch ihren deutschen Herausgeber lächeln?“ Was das Verhältniß Gobineaus zu Richard Wagner betrifft, so glaubt der Kritiker, die gemeinsame Liebe zur Kunst, die Gobineau in die „Verwirrung“ verwickelte, habe Beiden die Klust verdeckt, die sie trennte. Zu der Zeit nämlich, wo sie Freundschaft schlossen, hatte Wagner schon den von Nietzsche so tief beklagten Zusammenbruch erlitten: er war katholisirender Christ geworden und sah das Heil nicht im Arierblut, sondern im Heiligen Gral, im Blute des Erlösers, das sich erneuernd in die Adern der Menschen aller Farben ergießt. In seinen letzten Tagen hat Gobineau einen Aufsatz für die Bayreuther Blätter (Ueber den gegenwärtigen Zustand der Welt) geschrieben, den der Meister mit einer Vorrede einführte. Dieser Aufsatz treibt den Pessimismus auf die Spitze, entwirft von den „revolutionären“ Romanen das gehässigste Bild und schreckt mit der gelben Gefahr: binnen zehn Jahren könnten die Mongolen, von den Slaven eingelassen, Europa umgestaltet haben. Dazu bemerkt der Vorredner ganz gemüthlich: wie Schopenhauers Pessimismus durch die Vernichtung des falschen Optimismus die Hoffnung auf Erlösung geweckt und damit diese selbst vorbereitet habe, so sei auch diese Schilderung allgemeinen Verderbens ein neuer Hoffnungserreger; denn man höre aus ihm den selben Seufzer tiefsten Mitleides heraus, der von Golgatha ertönte. Das sei, meint Seillière, das gerade Gegentheil von Dem, was Gobineau gewollt habe. Dieser habe also seine ganze Mühe verloren. „Können zwei Leute einander mehr lieben und einander doch unverständlicher bleiben als dieser Vorredner und Der, den er einführt?“

Dem Endurtheil Seillière's über Gobineaus Hauptwerk kann ich beistimmen, ohne jedoch den Gobinismus so gefährlich zu finden, wie ihn die Furcht des Franzosen sieht. Der „Versuch“ müsse als ein Heldengedicht aufgefaßt werden, das sich in der Form dem wissenschaftlichen Geschmack der Zeit anpasse, aber aus der Seele eines Aden, eines Troubadours ströme. Gobineau sei, schopenhauerisch zu reden, nicht ein logisches, wohl aber ein intuitives Genie gewesen. Solche Menschen würden von kleineren Geistern berichtigt, erwiesen sich aber als fruchtbare und schöpferische Inspiratoren. In

einer Geschichte der Ideenentwicklung habe man den Werth von Literaturwerken nicht an ihrem Gedankengehalt abzumessen (Seillidre schreibt: par leur mérites intrinsèque), sondern an der Tragweite und Dauer ihres Einflusses. Wer glaubt, daß seine auf die Darstellung des Archanismus und Gobinismus verwendete Arbeit in keinem Verhältniß stehe zum Gegenstande, daß den Phantasien eines Dilettanten eine zu große Wichtigkeit beigelegt werde, Der möge sein Endurtheil aufschieben, bis ihm über Das, was sich (in Deutschland) vorbereite, berichtet worden sein werde, über die Nebenbäche, in denen verwandte Gedanken rinnen und die sich zu Strömen vereinigen. Vorgreifend solle für jetzt nur bemerkt werden, daß der wirkliche, wenn auch nicht eingestandene Jünger Gobineaus jenseits des Rheines nicht Richard Wagner sei, sondern der anfängliche Bundesgenosse und spätere Feind des Meisters von Bayreuth: Friedrich Nietzsche.

Reisse.

Karl Zentsch.



Kosmische Wanderungen.

„**B**eden, der auf das neunzehnte Jahrhundert zurückblickt, muß die Gestalt des Philosophen aus dem Rosenthal, Fehners, fesseln wie kaum eine zweite. Alles ist in ihr, was in dem vollendeten Wogenlaube dieses Jahrhunderts zusammenklingt: das grenzenlos, sternweit vergrößerte Wissen und die grenzenlose Sehnsucht, die zwischen all diesen Fixsternsonnen und Neonen auf ihrer schwarzen Erde liegt und singt: Was bin ich? Was bin ich, der ich auf diesen schimmernden Neonen herausschwimme, wenn ich morgen hinabstürze in die ewig sternlose Nacht der Vernichtung? Was sind diese strahlenden Lichtpunkte da oben am Firmament, wenn ich allein eine Seele habe, während durch diese Billionen Meilen des Raumes nichts rinnt als innerlich tote Kraft? Was bist Du, mein Mitmensch, den ich liebe, der mein Nächster sein soll, was bist Du, wenn zwischen uns selbst die Grabeshülle, Grabeschwärze einer seelenlosen Körperwelt sich schiebt? Meine Lippe preßt sich im brennenden Kuß auf Deine, — und zwischen Lippe und Lippe liegt dieser ganze schweigende Raum mit all seinen Milliarden starrer Sternengaugen, die nicht sehen können. . . Wer diese Stunde des Ringens mit sich selbst nicht erlebt hat, kann freilich Fehner nicht begreifen.“ Diese Worte Bölsches, die er dem Andenken des fast vergessenen großen Naturforschers vor Jahren widmete, lassen uns klar die Leerheit der gewöhnlichen Schlagwörter erkennen, mit denen wir die geistige Bedeutung großer Männer begreifen zu können vermeinen, die Hinfälligkeit der üblichen Kategorien, die vielleicht bequeme Schemata für den trockenen Verstand sein mögen, aber nicht

entfernt den wahren, zeugenden Lebensgehalt der Ideen erfassen. Ein solcher, mit elementarer Expansivkraft wirkender Gedanke war die Ueberzeugung von der organischen Entwicklung alles Wirklichen: er hat denn auch unsere ganze geistige Kultur, unsere gesammte Wissenschaft von Grund aus umgestaltet. Selbst Huxley, der unter ganz anderen Anschauungen erwachsen war, kann sich, wie er selbst bekennt, dieser magnetischen Berührung nicht entziehen und wählte seinen Standpunkt nah bei Darwin. Was besagen da noch die alten Rubriken: Materialismus und Idealismus? Kommt nicht Alles darauf an, was ich unter diesem ewigem Wechsel unterworfenen Begriffen verstehe? Wenn Loye, jedenfalls ein unverdächtiger Zeuge, offen erklärte, die Materie sei ihm nur begreiflich als Widerschein eines inneren geistigen Lebens: wie viel fehlte noch daran, daß, als die Schranken des Dualismus gefallen waren, in monistischer Auffassung Natur und Geist als wesentlich identisch erschienen, nur verschieden vielleicht in ihren Formen, in ihrer Entfaltung, mindestens für den persönlichen Standpunkt des einzelnen Menschen? Je mehr die Unklarheiten und Ueberschwänglichkeiten der anfangs vielleicht allzu enthusiastischen Stimmung einer ruhigeren, tiefer eindringenden Prüfung Platz machen, um so fester wird der Glaube an die untheilbare Einheit alles Werdens und Geschehens.

Eins der gebräuchlichsten und bequemsten Schemata, mit denen wir die Wahrheit der Wirklichkeit fälschen, ist die bekannte Gegenüberstellung der mechanischen, streng gesetzmäßigen, empirischen und der animistischen, mit Wundern und plötzlichen unvermittelten Eingriffen in den Naturlauf vertrauensselig rechnenden religiös-mythologischen Weltanschauung. Diese zeige sich besonders anschaulich bei den Naturvölkern, in der Auffassung ekstatischer Persönlichkeiten oder ganzer Zeitalter. Jene sei das untrügliche Kennzeichen klarer, nüchternen Forschung, die mit diesem Spul unmündiger Generationen gründlich aufräume. Das klingt bis zu einem gewissen Punkt ganz plausibel; richtig und erfreulich zugleich ist die Beseitigung aller nachweisbaren Irthümer durch die Wissenschaft; und in diesem Sinn mag der alte, oft mißverständene Spruch des Lukrez immerhin heute noch gelten: *Tantum religio potuit suadere malorum*. Aber falsch, grundsätzlich und verderblich ist der Wahn, daß der Mechanismus das große Räthsel des Daseins endgiltig zu lösen vermöge. Das hat das scharfe Auge Bölsches richtig erkannt, der deshalb auch ingrimmig gegen das stolze und hohle Wort „selbstverständlich“ kämpft, das die Gedanken nivellire, wie der diluviale Sand das Gesteinsprofil der Mark. Was wollt Ihr denn, ruft er zornig aus,*) mit dem Selbstverständlichen? „Dieses Selbstverständliche ist ja das große Wunder unserer Zeit, das Wunder aller Wunder. Nicht, daß mythische Blumen im

*) Von Sonnen und Sonnenfänschen. Georg Bondi, Berlin 1903.

dunklen Kabinet aus den Lüften regnen, ist das wahre Wunder für den echten Osterfucher von heute, sondern daß überhaupt auch nur die schlichteste Blume nach schlichtestem Naturzusammenhang aus dem Erdboden wächst. Nur eine Rettung giebt es, daß unsere Sehnsucht den großen Osterfad wiederfindet durch unser sternweit gedehntes modernes Wissen. Wir müssen uns wieder darauf besinnen, wie wunderbar das Natürliche selbst ist, als Natürliches. Ich will ihm nichts fortnehmen im strengsten Naturforschersinn; ich will es nirgends durchbrechen. Aber gerade diese absolute, in sich geschlossene, durch und durch einheitliche Natur ist mir dann auch wieder das höchste Wunder. Was für ein unsagbar Geheimnißvolles ist diese ‚Gesetzmäßigkeit‘ alles Geschehens? Warum ist die Welt nicht wirklich ein Haufe regellos stäubender Atome? Im Grunde schon: welches Wunder ist es, daß überhaupt Etwas ist! Und dann, da uns dieses erste Wunder immer wieder wie ein Auferstehungsmorgen geschenkt ist, das zweite, nicht minder große, daß es Verschiedenes giebt. Immer, wohin wir sinnen und forschen mögen, bewegt uns dieses dunkle Ahnen, daß Alles in einem ewig Einem schwimmt, eine tiefste kosmische Einheit bildet. Und doch ist dieses Eine auseinander gespannt zu dem unendlichen Rajaschleier des Vielfältigen. Nicht nur Sonne, sondern auch See, der sie spiegelt. Und am See dieses liebliche Blumenauge, eine Individualität, wie ich. Und ich selbst, in dessen Ostern suchendem Auge noch wieder das Alles schwimmt.“ Das mag Manchem, dem für dies letzte, höchste Problem der Sinn fehlt, schwärmerisch vorkommen, mystisch, wie man es wohl in thörichter Ueberlegenheit fast mitleidig nennt, und es ist trotzdem der Treffpunkt, wo alle Weltweisen aus allen Zonen und Völkern, trotz allen ethnographischen und kulturgeschichtlichen Verschiedenheiten, einander begegnen. Gerade unsere moderne Wissenschaft, die uns durch schärfste Analyse, wie Ray Müller einmal sagt, begreifen lehrt, wie natürlich, wie organisch entfaltet das Uebernatürliche, die Entstehung von außerweltlichen Spiegelungen, sei, darf in ihrem eigenen Interesse nicht gleichgiltig an dieser Fundamentaldoraussetzung alles Denkens und Erkennens vorübergehen. Thut sie es, so läßt sie Kopf und Herz kalt und zwingt Viele, sich außerhalb dieser klaren Erkenntnißsphäre in Dogmen, die ihnen ein sacrificio dell intelletto auferlegen, Rath und Trost zu holen. Doch auch das Schauspiel, für das der blöde, selbst nicht durch die schärfsten Instrumente genügend erleuchtete Blick des Menschen ausreicht, auch die Rundsicht auf die Bergliederung in die ursprünglichen, einfachen Elemente und Kräfte alles Werdens nöthigt uns zu der stummen Verehrung, von der als der Weisheit letztem Schluß alle wahrhaft großen Seher, Weisen und Dichter von je her redeten. Wer durfte sich als ehrlicher Forscher, im vollsten Besitz aller wissenschaftlichen Hilfsmittel, je des Glaubens vermaßen, er kenne das Leben? Wir wissen nicht, sagt Bölsche, wie es

ursprünglich entsteht. Möglich wäre im Sinn solcher Betrachtungsweise, daß es sich unter Verhältnissen gebildet hat, die wir gar nicht kennen, da sie in Urtagen auf zonenfernen Sternen vielleicht nur einmal gegeben waren. Zu uns wäre das Leben erst spät, als längst fertiges Bazilluskörnlein, herübergewandert. Oft, immer wieder kamen solche fliegende Körnlein im Trockenheit- und Kälteschlaf des Raumes zu uns heran. Lange aber glühte die Urerde gleich der Sonne; da hielt sich nichts. Bis die Erbrinde sich auf hundert Grad etwa abgekühlt hatte: da konnte der erste Bazillus gedeihen, mehrte sich, änderte, entwickelte sich und umgrünte die Erde endlich als Wiese und Wald. Freilich verschiebt diese geistreiche Hypothese Bölsches das Räthsel nur um eine Station, da der ursprüngliche Entstehungsherd hier ausgeschaltet ist. Und nicht minder offenherzig gesteht Bölsche, daß dieser erste fragwürdige Bazillus schon im Keim die ganze spätere Generationenreihe bis zum Menschen hin in sich getragen haben müsse. Und da stehen wir abermals vor einem Räthsel der Erkenntniß, das der Natur der Sache nach in alle Ewigkeit menschlichen Scharfannes spotten wird, weil es ganz und gar jenseits von kritischer Erfahrung liegt. Dagegen läßt sich wohl von diesem Anfangspunkt aus die weitere organische Gestaltung des Lebens beobachten, die verschiedenen Formen der Individualität, der sozialen Erscheinungen in Thier- und Pflanzenreich, der eigenthümlichen Symbiose, des gemeinschaftlichen Haushaltes, den Pflanzen und Thiere auf gleiche Kosten bestreiten. Endlich kann man auch noch, wie Bölsche sagt, die ganz wunderbare Fähigkeit, mit der sich, selbst unter den ungünstigsten Existenzbedingungen, eine ursprüngliche zeugende Lebenskraft hält, nachweisen. Doch wir gelangen damit, wie schon bemerkt, nicht an des „Lebens Quelle“. Ich möchte dies Axiom, um ein etwas hochtrabendes Wort zu gebrauchen, noch durch einen anderen Hinweis erhärten. Bekanntlich hat die moderne vergleichende Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis und mit ihr im Verein die Soziologie die völlige Relativität (wesentlich durch die jeweiligen sozialen Verhältnisse und die ganze Kulturstufe bedingt) aller sittlichen und rechtlichen Anschauungen nachgewiesen; und doch kommt man nicht um einen wichtigen Punkt herum: um das Zugeständniß eines freilich ganz formalen Gefühles, je nach Lage der Dinge entscheiden zu können, was Recht oder Unrecht ist.

Der Zweifel an der Bedeutung des Mechanischen läßt sich auch nach der ästhetischen Seite verwertzen. In der guten alten Zeit des Dualismus konnte für die Kunst der Schnitt haarscharf zwischen Mensch und Thier gezogen werden; und was sonst etwa an ausbringlichen, unbequemen Erscheinungen bei unseren Verwandten entdeckt wurde, gehörte einfach, so weit man es überhaupt zuließ, in das Kapitel vom Instinkt. Je weniger man sich über dieses Räthsel klar wurde, um so willkommener war solcher Schlupfwinkel, um

böswilligen Verhören und Fragestellungen auszuweichen. Da kam die Sturmfluth Darwins und seiner Nachfolger, überall fielen die früheren Schranken, nichts hielt mehr Stand, Alles schien aufgelöst, seit die mikroskopische, induktive Detailarbeit überall einsetzte. Gewiß ist in dieser rasch erblühenden Thierpsychologie manche voreilige Hypothese entstanden, die dann bald in ihr wohlverdientes Grab sank; aber der wissenschaftliche Gewinn dieser Untersuchungen war trotzdem beträchtlich. Man braucht nur an Ameisen und Bienen zu denken; da haben wir eine sehr reichhaltige Literatur, die auch noch der ästhetischen Seite noch viel Material liefern wird. Was Fehner, zum Entsetzen seiner ihn als Sonderling betrachtenden Zeitgenossen, von einer Aesthetik von unten sagte, gewinnt jetzt an greifbarer Deutlichkeit. Ohne Zweifel, ruft uns Bölsche zu, ist die Natur auch unterhalb des Menschen voll von Objekten, die unserem menschlichen Sinne noch als vollkommene künstlerische Leistung erscheinen, die zweifellos Objekt der Lehre vom Schönen, der Aesthetik, sein müssen. Man betrachte einen Schneekristall oder Bergkristall. Da ist die Anlage dieser Dinge schon im Anorganischen, im sogenannten „Toten“. Nach geheimnißvollen Gesetzen der Natur erscheint eine rhythmische, eine harmonische Anordnung der Stofftheilchen, die uns als „künstlerisch“, als „schön“ entzückt, — sogar noch jenseits der Grenze des sogenannten „Lebendigen“. Für den Laien hat allerdings die Frage immer das Hauptgewicht, ob diese Gestalten nur rein „mechanisch“ oder ob sie durch einen bewußten künstlerischen Akt geschaffen seien. Wenn er hört, daß diese köstlichen Kieselstelette der Radiolarien doch von lebenden Wesen geformt seien, so neigt er dazu, noch an diese Wesen zu denken. Beim Kristall aber erscheint ihm Alles bereits als „mechanisch“. Wenn man nun aber die Gebilde selbst vergleicht, wenn man die Aehnlichkeit zwischen Kristall und Radiolarienschale erkennt und sich sagt, daß gerade das „Schöne“ in Beiden unverkennbar für unser Auge das Gleiche ist, so muß man schwankend werden, ob jene Unterscheidung wirklich etwas Präzises aussagt. Bölsche läßt die Aesthetik der Radiolarien in die Philosophie münden; jedenfalls führt eine ununterbrochene Linie von den Pflanzen über die Thiere zu dem Menschen, wo dann in thörichtester Kontrastirung Kunst und Natur einander gegenübergestellt werden.

Bölsches Werk bedarf keines Lobes; seine Essays sprechen für sich selbst. Wer den Verfasser kennt, weiß aus Erfahrung, daß er eines wissenschaftlichen und zugleich eines künstlerischen Genusses sicher sein kann. Das Beste an Bölsche ist aber, daß er Probleme anzufassen und dem trägen Bildungspfeiler recht eindringliche Fragen zu stellen versteht.

Bremen.

Dr. Thomas Helms.



Drei alte Weiber von Berlin.

Die alte Seifern machte in einer Laube ihres schönen Obstgartens den Kaffeeisch zurecht. Sie stellte die Tassen und eine große Kaffeekrute auf den Tisch und einen Teller voll Streuzeltuchchen daneben. Dann setzte sie sich in die Laube, sah in ihren Obstgarten hinaus und dachte, bis die beiden anderen alten Weiber kamen, über ihr Leben nach. Sie bohrte mit etwas zitternder Hand die Streuzeltuchchen von den Kuchenstücken und steckte sie einzeln in den Mund. Nach einem Weilschen bemerkte sie, daß dadurch auf einem Kuchen leere Stellen entstanden. Deshalb nahm sie von den anderen Stücken einzelne Kügelchen weg, legte sie säuberlich auf die kahle Stelle, damit die Gäste nichts merkten, und guckte sich verstohlen um, ob man sie nicht aus den Nachbargärten etwa beobachte.

Sie schaute in ihren Obstgarten hinaus, wo die Kirschchen schon in rothen Glöckchen sommerlich reifend im Schatten der Blätter hingen und einzelne Vögel noch zwitscherten. Sie empfand wieder einmal mit angenehmem Gruseln, daß sie nun schon die zweite Hälfte der achtziger Lebensjahre hinter sich hatte. Das war ihr Stolz. Und sie hoffte, neunzig und hundert erreichen zu können. Denn wenn sie auch ein Wenig mit der Hand zitterte beim Kuchenmafschen, so war sie doch noch fest im Geist, wie sie meinte, konnte der Portierfrau mit lauter Stimme, die man durch den ganzen Garten hörte, befehlen und die Miesher ihres Hauses in Ordnung halten, so daß die Frauen und Dienstmädchen in trockener Sommerzeit nicht zu viel Wasser aus der Wasserleitung verschwenden, was ihr ein Gräuel war.

Wie war doch das Leben so sonderbar lang und kurz zugleich gewesen! Fast seit dreißig Jahren hauste sie hier im Vorort, als Villenbesitzerin, die selbst mit ein paar Zimmern im Gartenhäuschen für Liebhaber und vom Riechhertrag der Villa lebte. Offiziere, Künstler, Geschäftsleute hatten da gewohnt und die schönen Lauben des großen Gartens benützt, an Sonntagen mit gepuderten Damen und Kindern ihre Frühlingsfeste da gefeiert und Malbowlen getrunken. Die waren gekommen und wieder ausgezogen, je nachdem Beruf und Schicksal es mit sich gebracht. Sie war selbst schon eine ältere Frau gewesen, als ihr Mann nach dem großen Kriege billig das Land kaufte und die Villa baute; eine starke Fünfszigerin, für die damals schon die schönen Zeiten der Liebe und des Scherzes mit den Männern in weiter Ferne der Vergangenheit lagen. Und sie hatte doch die Männer immer gern gehabt und mit siebenzig Jahren sogar noch einmal klüchtig aus Peirathen gedacht. Denn einst, als die Leute noch in Alt-Berlin in engen Hosen und Vatermördern gingen, war sie eine lustige Aktörin gewesen, die nichts dagegen hatte, wenn ein schmucker Soldat sie einmal beim Kinn nahm und in der Stehseidelstube zwischen Bier und Rauch sich einen Kuß stahl. Das hatte sie immer gern gehabt. Und als sie in der Zeit, da „Unter den Linden“ das Denkmal des Alten Frey aufgerichtet wurde, eine ehrbare Bierwirthsgattin und Stehseidelstubenbesitzerin geworden war, später aber auch ein größeres Gasthaus mit ihrem Manne gehabt hatte, waren auch viele muntere Gesellen mit netten, lustigen Mädchen in ihrem Schutze eingekehrt und sie hatte sich immer daran gefreut, daß die Männer so hübsch mit den Mädchen umzugehen wußten. Das waren die Zeiten gewesen, wo in Berlin geschossen

wurde und die Leute vors Schloß zogen; um 1848. Und dann dachte sie an Zeiten, wo sie selbst eine große Krinoline getragen hatte und auf der Friedrichstraße allmählig größere Häuser entstanden und die alten großen Gärten dort immer mehr zugebaut und mit Hinterhäusern vollgestopft wurden. Damals hatte sie sich schon an den König, den Mann der Königin Luise, mit Wehmuth erinnert, weil er ein so schmucker Mann gewesen war und ihr vom Pferde einen Blick zugeworfen hatte, als er einmal an der Stehsesselstube vorbeitrifft. Und dann war sein älterer Sohn König gewesen; wonach dann die Zeiten Bismarcks kamen. Sie hatte zwar immer gesagt, daß sie den Kaiser Wilhelm überleben werde. Das war ja auch eingetroffen; daß aber Molke und Bismarck auch wegschwinden sollten, war ihr doch nun wie ein Traum geworden. Ihr Mann war gestorben, nachdem sie einige Jahre die Villa selbst bewohnt und vermietet hatten. Denn die Gastwirthschaft in Berlin war ja gut gegangen und so konnten sie sich die Villa gönnen. Ihre Kinder waren auch tot; nur Enkel und Urenkelkinder lebten noch in Sachsen. Die konnte sie aber nicht recht leiden, denn sie schrieben immer nur, wenn sie Geld brauchten, und konnten, wie sie meinte, ihren Tod nicht erwarten. Deshalb hatte sie sich vorgenommen, womöglich so alt zu werden, daß die Enkel auch keinen rechten Genuß von der Erbschaft hätten. Sie ließ die Villa, die ohnehin nur sehr billig auf Spekulation gebaut war, absichtlich verfallen, um die Erbschaft zu entwerthen.

Einstweilen aber freute sie sich an ihrem Garten und daran, daß sie sich noch ans Jahr 1814 erinnern konnte, wo sie als kleines Mädchen die Freiheitkämpfer in Berlin einziehen sah und schon damals für diese schmucken Männer eine heimliche Sympathie fühlte. Indem sie ein paar Streufellgügelchen in den Mund schob, empfand sie es zu diesen Jugenderinnerungen als einen wunderlichen Gegensatz, daß jetzt nur noch ganz alte Weiber zu ihr auf Besuch kamen. Die alten Männer konnte sie nicht leiden. Die schienen ihr Alle zu kindisch. Also blieben eben doch nur die alten Weiber... Da waren sie auch schon. Zwei sehr alte Damen, unter großen altmodischen Sonnenschirmen und Hüten, deren Hutbänder sie unter dem Kinn aufgebunden trugen, da es ihnen von der Sommerhitze zu warm geworden war. Die Eine war die alte Witwe Beelig, eine behäbige, breitgebaute Frau von sehr herausforderndem Gesichtsausdruck, als wenn sie bereit wäre, Jeden, der ihr jemals zu widersprechen wagte, sofort mit niederschmetternden Verweisen seiner Sünden oder Fehler zu Boden zu strecken. Sie trug ein Kleid von schwarzer Halbseide und einen schwarzen Spitzenüberwurf. Ueber ihre Jugend wußte Niemand etwas Genaues; sicher war nur, daß sie in den Kriegen von 1866 und 70 als Marktentenderin mit im Felde gewesen war und ihr damaliger Mann durch Lieferungen viel Geld verdient hatte. Seitdem waren sie emporgelommen. Ihre Tochter war an einen höheren Staatsbeamten verheirathet, der Sohn ein angesehenener Buchhändler geworden. Der Mann war gestorben; und weil Mutter Beelig aus ihrer Jugend noch manche anstößige Manieren hatte und so herbe Reden führte, die ihrer zarter besaiteten Tochter und Schwiegertochter nicht recht gefielen, suchte sie lieber die alte Seiler auf, die ihre Stallausdrücke ohne besondere Miensspiele geduldig anhörte.

Der andere Gast war das Fräulein Klaus. Das war ein außerordentlich langes, hageres Mädchen von siebentzig Jahren, dem auf der Oberlippe ein paar

graue Barthaare hingen und das sein schneeweißes, noch immer volles Haar in einem großen Netz trug, wie es vor vierzig Jahren Mode gewesen war. Fräulein Klaus war Elementarlehrerin in Berlin gewesen, aber schon seit zwanzig Jahren in einem nahen Stift für alte Lehrerinnen, wo sie sich eingekauft hatte. Auch in einer Sterbekasse war sie, da sie einst geglaubt hatte, sie werde früh sterben. Das geschah nicht; aber sie zahlte ihre kleinen Scherlein weiter, die allmählich ein recht stattliches Guthaben ausmachten, so daß sie einmal auf ein besonders schönes Begräbniß erster Klasse rechnete.

Als der Kaffee der Frau Seiler die Gemüther ihrer alten Gartengäste aufgefrischt hatte, geschah es, daß aus allerlei Lebenserinnerungen das Gespräch sich auch auf das Alter der Einzelnen lenkte. Fräulein Klaus wurde gefragt, wie alt sie nun wohl eigentlich sei. Das alte Fräulein nahm verschämt einen Schluck Kaffee auf den Zucker, den sie schon im zahnelosen Munde stecken hatte und brachte schüchtern die Antwort hervor: „Fünfundsiebenzig, Frau Seilern; Sie können es glauben: erst fünfundsiebenzig.“

Die Seiler sah die Mutter Veelty etwas entrüstet an. Frau Veelty zuckte die Achseln und legte die Arme über dem Schoß in einander. „So eine Aufschneiderin!“ sagte Frau Seiler.

Man muß nämlich wissen, daß Fräulein Klaus die eigenthümliche Angewohnheit hatte, auf ihre alten Tage stark zu lügen. Sie erzählte manchmal ganz verblüffende Geschichten, die ihr passiert seien; daß sie, zum Beispiel, im Stiftsgarten einen ganz rothen Vogel gesehen, der wie eine Nachtigall gesungen habe, daß junge Männer vor ihrem Fenster auf und ab promenirten und ihr briefliche Anträge machten, und dergleichen Verhänglichkeiten. Was aber ihr Alter anlangt, so lag sie stets. Sie hatte schon in jüngeren Jahren den Grundstoß gehabt, sich für älter auszugeben, als sie wirklich war. Ganz im Gegensatz zu anderen weiblichen Wesen. Als sie ein junges Mädchen war, hatte sie nämlich einmal einen Bewerber gehabt, der sie heirathen wollte. In einem Scherfständchen hatte er sie gefragt, wie alt sie sei. Um ihn zu necken, hatte sie sich für Dreißig ausgegeben, während sie doch erst fünfundzwanzig zählte. Er hatte sich dadurch nicht abschrecken lassen und sie hatte sich vorgenommen, um ihn zu belohnen, ihm in der Hochzeitnacht zu sagen, daß sie fünf Jahre jünger sei, womit sie ihm eine große, angenehme, beglückende Ueberraschung zu bereiten hoffte. Aber es war niemals zu dieser glücklichen Offenbarung gekommen. Er war nicht lange vor der Hochzeit an der Schwindsucht gestorben und hatte nicht erfahren, daß seine Braut so viel jünger war. Seitdem gab sich Fräulein Klaus stets für älter aus und machte ein verschämtes Gesicht dabei.

„Nein, so 'ne Aufschneiderin!“ wiederholte Frau Seiler. Und nun rechnete sie dem Fräulein vor, daß sie selbst schon ein fünfzehnjähriges Mädchen gewesen sei, als die Klausen drinnen in Berlin auf die Welt gebracht worden sei von einem Dienstmädchen, das nicht viel älter als sie, die Seilern, war. Und sie habe sie ja, da sie ein vaterloses Wurm gewesen sei, selbst trocken gelegt; und nun wolle sie hier in Gegenwart der Frau Veelty solche Lügen ansahen! „Wenn Sie mir damit näher kommen wollen, daß Sie sich gleich fünf Jahre zulegen, dann verkennen Sie Ihre Stellung!“ sagte Frau Seiler etwas bissig, während sie mit zitternder Hand dem Fräulein frischen Kaffee einschänkte. Sie ließ nicht un-

deutlich merken, daß sowohl die Beelily wie die Klaus gegen sie mit ihren fünf- undachtzig Jahren die reinen unmundigen Kinder seien. Das mache ihr doch Keiner nach, so alt zu werden und noch so energisch und frohlich zu sein.

„Na,“ sagte Frau Beelily. „Ob wir nun fünf oder sechs Jahre älter werden, darauf kommt es bei uns alten Nachtlichtern auch nicht mehr an. Auslöschten thun wir doch, und wenn wir weg sind, sagen die Leute auch nur: Herr Je! ist die alte Beelily und die alte Seilern nun auch nicht mehr?“

„Wahrhaftig“, rief auf einmal die Seilern, indem sie mit der Hand lustig vor sich auf den Tisch schlug, „wenn ich einmal abgegangen bin, dann denken meine Enkel und Urenkel auch nur: Na, Gott sei dank, daß der alte Haberlump weg ist! Und nicht einmal einen Kranz sollen sie mir auf den Sarg legen, denn sie werden ihn doch nur von meinem Gelde kaufen. Ich möchte überhaupt wissen, ob wir einen Kranz kriegen. Fräulein Klaus hat keinen Menschen.“

„Ach, keinen einzigen“, sagte das Fräulein verschämt und machte dabei ein Gesicht, als schäme sie sich dieser Püße, während es doch eine Wahrheit war.

Die alten Damen waren im Gedanken an den Tod immer lustiger und übermüthiger geworden. Von der Unsterblichkeit hielten alle Drei nichts, wie sich herausstellte. „Was meinen Sie, Beelily?“ fragte die Seilern; „glauben Sie, daß Sie in den Himmel kommen werden?“

„A wo! Wat sollte ich denn im Himmel anfangen? Ich würde mir geniren, bei meiner Korpuslenz, hünten mit langen Flügeln zu gehen! Und meinen seligen Mann, den möchte ich nun gar nicht wieder sehen mit so lange Flügel bei seiner untersehten Statur; er ist mir in der bloßen Erinnerung viel lieber!“

„Na, Das ist doch mal ein Wort!“ sagte die Seilern. „Das können Sie mir glauben: wenn wir erst mal unter der Erde sind, mich und die Klausen nehmen die Wärmer nicht mal mehr an, denn was sollen sie mit so einer alten Knochen Sammlung machen? Aber ein Kranz hat das Gute, daß man denkt, was darunter liegt, wäre auch noch so hübsch wie die rothen Rosen im Garten.“

„Wissen Sie was?“ sagte die Beelily, indem sie vom Stuhle aufsprang; „wenn es denn eben so eine Sache mit dem Sterben ist und Niemand recht weiß, wozu man eigentlich sterben muß und die Verwandten, wenn man welche hat, auch nicht recht wissen, wozu man tot ist, so schlage ich vor, daß wir uns gegenseitig verpflichten, Jede einen Kranz zu stiften für Diejenigen, die zuerst von uns sterben, und daß wir auch bei einander mit zu Grabe gehen. Das ist doch wenigstens etwas Gewisses, daß man weiß: man bekommt von Der und Der den und den Kranz.“ Stirbt die Seilern zuerst, so bekommt sie von uns beiden Anderen zwei Kränze; und so weiter herum, Eine nach der Anderen. Das ist auf Gegenseitigkeit und Das hält immer besser.“

In selbstgeleitetem Johannisbeerwein stießen die Drei auf dieses Abkommen an, das sie treulich zu halten versprochen. Sie tranken sogar noch ein zweites Gläschen, wovon ihre Gedanken nicht ganz klar blieben. Als die beiden Gäste sich verabschiedeten, fühlte die Seilern noch ein Bedürfniß, die Anderen zu begleiten. Sie waren sehr aufgeräumt, und als sie in die nächste Seitenstraße bogen und am Sargmagazin des Tischlermeisters Ulrich vorbeikamen, blieben sie vor dem Fenster mit den schwarzen und vergoldeten Särgen stehen und lachten darüber, daß man zuguterletzt in eine solche Truhe gesteckt werde wie ein alter

Muß in eine Muffschachtel. Die Klaus brauche wegen ihrer Länge überhaupt noch ein halbes Meter mehr als andere Frauen, was bei den theuren Holspreisen doch auch eine Rolle spiele. Da Frau Seiler mit dem Tischler gut bekannt war, traten die Drei zuletzt in den Laden und verschworen sich, daß ihre Särge alle bei ihm bestellt werden sollten; auch erzählten sie ihm ihr Abkommen, damit er, sobald für Eine eine Sargbestellung käme, die Anderen gleich aufordern könne, Kränze zu besorgen und beim Begräbniß mitzugehen. Der Tischler war auch schon ein Mann von sechzig Jahren und notirte die Wünsche der Damen mit Humor, da er sie selbst über eine so bedenkliche Sache, wie nun einmal der Tod ist, in so guter Laune fand. Frau Beelig wollte den Sargdeckel steil ansteigend haben, um hochliegen zu können, da sie sonst immer zu schnarhen pflege; die Seiler wollte den Sarg au-gepolstert haben, da sie, bei ihrem starken Knochenbau, sich nicht gern wund liegen wolle. So war des Späßes kein Ende . . . Erst ein halbes Jahr mochte vergangen sein, als eines Tages die Wirthnersfrau, die in der Dachwohnung bei Frau Seiler hauste, zu ihrer Wirthin gestürzt kam und die Nachricht brachte, die alte Frau Beelig sei plötzlich gestorben. Es sei ein Herzschlag gekommen und da sei sie auch ganz sanft umgesunken. Beim Tischler Ulrich sei auch schon der Sarg bestellt.

Frau Seiler war nicht sehr betroffen; sie meinte nur: „Du lieber Gott! Sie war ja erst sechsundsiebenzig! Ich kann mir jeden Tag den Tod wünschen und er thut doch, als ob ich gar nicht da wäre! Nun laufen Sie aber schnell zum Gärtner und bestellen einen großen Kranz für die Beeligen und dann gehen Sie ins Stift zum Fräulein Klaus und bringen Sie ihr die Nachricht; denn sie muß auch einen Kranz stiften und mitgehen.“

„Was soll der Kranz denn kosten, Frau Seiler?!“

Die Alte schwieg einen Augenblick. Sie gab gar nicht gern viel Geld aus und dachte, drei Mark würden wohl genügen. Sie wagte es aber nicht auszusprechen, weil die Portierfrau dann ein Gesicht machen könnte. Eine Weile dauerte der innerliche Kampf, dann aber sagte sie äußerlich ganz mit der Würde einer feinen alten Dame: „Na, bestellen Sie etwa in der Höhe von zehn Mark; und er soll recht schön werden. Wenn Sie aber zu Fräulein Klaus kommen, so sagen Sie ihr nur, ich hätte zehn bis zwölf Mark daran gewendet; da muß Die ja auch und kann nicht zurückstehen, wenn ich einmal sterbe.“

Im Stillen aber dachte die Seilern, daß dem Fräulein Klaus die zehn Mark sehr sauer würden und ihr Taschengeld gleich auf vierzehn Tage mindestens draufgehen müsse. Das bereitete ihr eine Art von unangenehmer Genugthuung. Denn sie konnte die zehn Mark nicht leicht verschmerzen.

Am Begräbnißtage war Fräulein Klaus ganz geknickt. Als der Sarg mit der seligen Frau Beelig in das Grab gelassen wurde, weinte das alte Fräulein sogar sehr stark, denn sie hatte wirklich auch für zehn Mark bestellt, die sie sich abdarben mußte. Und es fiel ihr ein, daß, wenn die Frau Seiler vor ihr sterben sollte, es sie Anstands halber doch auch wieder zehn Mark kosten würde; und die Seiler ging auf sechsundachtzig. Diese Empfindungen im Verein mit der rührenden Grabrede des Pfarrers wirkten so auflösend auf das Gemüth des alten Fräuleins, daß sie sich nur in einem Strom von Thränen erleichtern konnte. Die Seiler merkte dagegen, daß sie gar nicht weinen konnte; sie ver-

suchte wiederholt, mit den Augen zu zwinkern, aber es kam nichts und so konnte sie nur ein recht gottergebenes und frommes Gesicht machen, wobei sie mit ihrem zahnlösen Unterkiefer hin und her mumpelte. Als die Feierlichkeit beendet war und die beiden alten Damen, nachdem sie ihre Kränze unter den anderen am Grabe geprüft und herausgefunden, heimgingen, fing Frau Seiler an, auszusprechen, was ihr während der Herablassung des Sarges eingefallen war: „Gott, sie war eine so gute Frau, die Beeliken, eine recht gute Frau. Und man konnte ihr auch gar nichts nachsagen! Kein gar nichts! Aber wissen Sie, Fräulein: hereingelegt hat sie uns Beide doch. Nichtig hereingelegt. Denn sie hat nun ihre zwei Kränze weg! Aber wer giebt denn uns zwei Kränze? Wenn ich nun zunächst dran komme, dann können Sie ja allein mit zu Grabe gehen. Aber die Beeliken? Die liegt ja nun fest. Und, sehen Sie, gerade sie wars, die den Vorschlag mit den Kränzen machte!“

In diesem Augenblick ging es auch Fräulein Klaus erst richtig auf, daß sie in der That das schlechtere Geschäft bei der Sache machten. Damals, in der Freude über den sinnreichen Einfall mit den Kränzen, hatten die alten Damen in einer gewissen Vergeßlichkeit des Alters gar nicht daran gedacht, daß eine solche Ehrung auf Gegenseitigkeit nicht durchzuführen war und daß die zuletzt übrig Bleibende keinen Kranz von den Anderen erhalten konnte.

Nach einer langen Weile erst, nachdem Beide diese zwingende innere Nothwendigkeit sich klar gemacht hatten, fand Fräulein Klaus das Wort: „Na, zwischen uns, Frau Seiler, bleibt es trotzdem beim Alten. Nicht wahr? Deshalb tricke ich doch von Ihnen meinen Kranz und Sie von mir, je nachdem?“

„Na, denken Sie denn, ich werde mir Ihnen gegenüber lumpen lassen?“ sagte Frau Seiler. „Wegen meiner können Sie ruhig sterben. Aber seien Sie ohne Sorge: diesmal muß ich nun zuerst dran glauben!“

In den nächsten Tagen trafen die beiden alten Damen mehrmals am Grabe der Frau Beelik zusammen. Beide kamen, um nachzusehen, ob ihre Kränze noch da seien und sich gut gehalten hätten; theuer genug waren sie ja gewesen. Aber keine sprach darüber. Sie redeten nur von den guten Eigenschaften der seligen Frau Beelik.

... Abermals mochte ein Jahr vergangen sein, als die alte Frau Seiler, die noch immer recht munter war, am Schaufenster des Tischlermeisters Ulrich vorbeiging. Der Meister stand in der Thür seines Ladens und rief sie gleich an: „Na, Mutter Seilern, Sie kommen ja gerade recht! Sie haben aber wirklich Glück! Darauf sollten wir eigentlich Eins zusammentrinken!“

„Ja, wie so denn, Herr Ulrich!“

„Na, wissen Sie es denn nicht? Die alte Klaus ist nun auch gestorben. Eben habe ich die Bestellung auf den Sarg bekommen. Die haben Sie nun auch überlebt. So ein Glückskind wie Sie, findet man ja in ganz Berlin und Vororten nicht mehr, Mutter Seilern!“

Die Alte mußte sich erst ein Bißchen von dem Schrecken erholen. Dann aber sagte sie: „Na, habe ichs nicht immer gesagt? Sie war zeitlebens schwächlich. Es fehlte an Lebenskraft. Da konnte sie's freilich nicht lange machen. Woran ist sie denn so schnell gestorben? Ich habe doch gar keine Ahnung gehabt!“

„Gott, es ist eine Kouleustange beim Vorhangaufmachen herunterge-

fallen und ihr gerade auf den Kopf; da hats wohl eine Gehirnerschütterung gegeben; sie war schon nach einer Stunde tot!"

„Und Unserer kann nicht sterben! Nein gar nicht! Das ist eben die Lebenskraft! Bei ihr fehlte die Lebenskraft. Was wirds denn für ein Sarg?“

Der Tischler berichtete, daß ein sehr schöner Sarg und auch das Begräbniß erster Klasse bestellt sei; die Frau Seiler würde in einer Equipage nach dem Kirchhof fahren, denn das Fräulein habe fast so gut wie nichts hinterlassen, aber tüchtig in eine Begräbnißklasse gezahlt und da könne er denn auch eine hübsche Rechnung machen. „Wissen Sie was: kommen Sie mit, Frau Seilern! Darauf machen wir uns einen vergnügten Tag. Trinken Sie mit! Sie können ja noch immer einen guten Stiebel vertragen!“

Die Alte lachte erst; dann aber sagte sie: „Na, weil ich hier das Nachsehen habe und mir keine nun einen Kranz stiften wird, darum will ich es wenigstens ein Bißchen feiern, daß ich noch auf der Welt bin mit meinen siebenundachtzig Jahren. Zuerst muß ich ihr aber noch einen Kranz bestellen.“

Der Meister zog einen Rock an, um auszugehen. Er war auch schon lange Witwer. Die alte Seiler hatte ihm in früheren Jahren Manches zugewendet und das alte Weib machte ihm Spaß, weil sie gar nicht sterben wollte. Sie gingen. Doch vorher traten sie in den nächsten Blumenladen, wo Frau Seiler, nach einigem Heilschen, wirklich einen Kranz für zehn Mark für das tote Fräulein Klaus bestellte, der einstweilen immer in die Leichenhalle geschafft werden sollte. Der Meister wunderte sich über den hohen Preis, fand es aber nett, daß die Alte ihre Freundin so ehrte. Dann gingen sie zusammen weiter, setzten sich in einen schönen Wirthsgarten und der Meister bestellte Bier; und da gerade Mittagszeit war, rieth er der Alten, sie sollte sich doch erst ein Süppchen und dann einen Braten und vielleicht noch einen guten Nachtisch bestellen. Frau Seiler that sehr bedenklich, fand die Preise hoch und wollte nicht recht daran, da ihre Sparsamkeit sich in die Gefühle der Lebenslust mischte. Da aber stieß der Meister mit seinem Glase Pilsener bei ihr an und sagte: „Ach, machen Sie keine Geschichten, Frau Seiler! Prost! Auf Ihr neunzigstes Jahr! Wer weiß: Sie erleben noch hundert, wenn sie nur sich ordentlich ernähren. Und wegen der Preise machen Sie sich keine Sorgen. Das kommt mit auf die Sargrechnung. Es ist schon so ein schöner Sarg bestellt, daß es auf ein paar Mark mehr oder weniger nicht ankommt; und beurtheilen kann kein Sachverständiger, ob ich das Holz so oder so nehme. Kommt also auf die Geschäftsbespejen.“

Nun wurde Mutter Seiler lustig. Auf Geschäftsbespejen mitzugehen: Das war eine andere Sache. Sie bestellte sich eine gute Suppe, als Voressen ein halbes Duzend Auster und einen Braten. Sie ließ es sich munden und freute sich, daß es ihr bei ihrem Alter so gut schmecke. Mit dem Meister erzählte sie sich Geschichten aus Altberlin; seine Erinnerungen reichten freilich nicht so weit zurück; sie hatte immer noch fünfundsiebenzig Jahre voraus. Sie erzählte vom alten Hinkeldey und von Maobrenners Pöffen und vom Stralauer Fischzug, den der längst vergessene Julius von Hof beschrieben hatte. In ihrer Gastwirthschaft war auch der alte Ludwig Devrient gewesen und von Döring und Sendelmann wußte sie. Mit solchen Erinnerungen ging das Essen gut hin.

Dann fragte sie auf einmal: „Na, sagen Sie mal, Meister, für wie viel habe ich denn nun verzehret?“

Der Tischler wollte erst als feinsüßlicher Mann nicht mit der Sprache heraus. Endlich gestand er, daß sie etwa für fünf Mark verzehrt habe. Da lächelte sie schlau, daß ihre alte Nase ganz spitz davon wurde, und sagte: „Erst fünf? Na, Meister, da müssen wir auch noch, weils doch auf Sargkosten geht, ein Bläschen Champagner zusammen trinken; für zehn Mark. Wenn ich die Hälfte mitrinke, so kommen auf mich fünf Mark heraus. Das macht im Ganzen zehn. Na, und für zehn Mark darf ich ja, denn da . . .“ Sie wollte weiter reden, unterdrückte aber die Schlussworte „schinde ich wenigstens den Kranz wieder heraus“. Es schien ihr feiner, es lieber nicht zu sagen und als geheimnißvolle Genugthuung für sich zu behalten. Und so geschah es. Der Meister bestellte wirklich Champagner, der Mutter Seiler sehr gut bekam.

Zwei Tage danach wurde das alte Fräulein begraben. Frau Seiler zog ihr bestes Kleid an, das schwarzseidene, und fuhr in der Equipage nach dem Friedhof. Beim Begräbniß stand sie neben dem Tischler, der einen sehr schönen Sarg geliefert hatte. Auch bewunderte man den großen, reichen Kranz von Frau Seiler. Sie nahm die Komplimente mit wahrhaft antiker Würde entgegen. Erst am Grabe hatte sie eine kleine unangenehme Empfindung: Da wurde nämlich für das tote Fräulein ein allerdings bescheidener Kranz niedergelegt: „auf Anordnung und im Namen der seligen Frau Beeliß“. Da deren Hinterbliebene verzogen waren, hatte der Friedhofswächter den Auftrag ausgeführt, der von der Verstorbenen in richtiger Auffassung des Abkommens noch bei Lebzeiten ertheilt worden war. Hierin lag aber für Frau Seiler eine kleine Beschämung. Sie sagte zu dem Tischler am Kirchhofsausgang: „Die Beeliß wollte auch immer etwas Besonderes haben! Da renommirt sie nun noch nach dem Tode, als wenn ihr auf so ein paar Kränze nicht weiter ankäme!“

Der Meister sagte: „Geben Sie Acht, Frau Seiler! Für Sie hat sie auch einen noch bei Lebzeiten bestellt. Sie sind ein Glückskind! Denn da kommen Sie mit Ihrem Kranz auch noch heraus!“

„Na, dann wäre es ja was Anderes!“ meinte die Alte, sichtlich besser gestimmt.

. . . Erst fünf Jahre später ist auch noch die alte Seiler gestorben. Kurz nach dem Tode des Fräuleins war sie auf ihrer Gartentreppe gefallen und hatte sich beide Schenkelknochen gebrochen. Und das Wunder war geschehen, daß sie nach zwei Jahren an Krücken wieder in ihren Garten herauskonnte und sich an den Blumen und dem reisenden Kirsch und den Finken erfreute. Sogar den Aukuf hörte sie zur Maienzeit von Lichtersfelde herüber schlagen. Ihr Haus aber ließ sie immer mehr verfallen. Sie gönnte es den Enkeln nun einmal nicht. Sie sollten gar nichts von der Erbschaft, höchstens noch Kosten von dem Haus haben. Eines Tages aber lag sie doch tot im Bett. Das Herz hatte in Altersschwäche still gestanden und sie hatte keine Ahnung gehabt, daß sie sterben würde.

Auf ihrem Grabe lagen zwei Kränze. Der eine war abermals im Namen der Frau Beeliß gekommen. Der andere wurde im Namen des verbliebenen Fräuleins Klaus vom Tischlermeister Ulrich niedergelegt. Diesen Kranz hat der Tischlermeister auf die Kosten des Sarges für die Seiler verrechnet; er dachte, damit ganz im Sinne des seligen Fräuleins Klaus zu handeln.

Napoleon in Jaffa.

Herr Professor Dr. Julius von Pflugl-Harttung veröffentlichte kürzlich in der „Zukunft“ einen Aufsatz über „Amoralische Kriegsgeschichte“, der eine seltsame Mischung von historischer Polemik, Bußpredigt und richterlichem Urtheil über Napoleon bot. Die Kritik, die der Herr Professor an seinem historiographischen Kollegen Koloff übt, mag der Angegriffene selbst zurückweisen. Auch mit der Bußpredigt, die der Herr Professor der entsetzten „modernen Geschichtschreibung“ in düsterem Prophetentone zu halten sich nicht entbrechen kann, mögen die abgezanzelten armen Sünder sich selber auseinandersetzen, sei es nun, daß sie demüthig geknirscht ihre Reue bekunden oder ihren früheren baseler Kollegen an das edle Heilandswort vom Jöllner und Pharisäer „mildiglich“ erinnern. Doch wenn der Herr Professor sich auf den Richterstuhl schwingt und den großen Napoleon in summarischem Verfahren des „Morde“ schuldig spricht, um seinem salburgvollen Horn gegen die Vertheidiger dieses Mannes (und damit die „moralisch abgestumpfte“ moderne Geschichtsauffassung überhaupt) ein besonders prägnantes Beispiel und interessantes Relief zu bieten, dann ist es ein Gebot der Gerechtigkeit, dem Herrn Professor ein Wenig das Gewissen zu schärfen, ihn daran zu erinnern, daß er entscheidende Umstände, die Napoleon zur völkerechtlichen Begründung des „Morde“ anführen konnte, dem Publikum verschweigt und somit das auch im historiographischen Justizverfahren analog anzuwendende Wort: *Audiat et altera pars!* gröblich verletzt. Doppelt liegt diese Pflicht der Gerechtigkeit denen ob, die in Napoleon (den „schlaun Korsen“ nennt ihn der Herr Professor) den größten Mann verehren, den die europäische Menschheit hervorgebracht hat, und zugleich einen wahrhaft von Gott gesandten Mann, ein Werkzeug in seiner Hand, geeignet zur Väterung, Erziehung und Fortbildung der Menschheit zu dem von Gott gewollten Endziele hin, sie reinigend, wie der Bliz die Luft, und sie befruchtend, wie ein Strom Segen spendenden Regens, den Gott über Europa nach langer Dürre herniedergehen ließ.

Napoleon hat auf seinem ägyptisch-syrischen Feldzug in Jaffa einen „Mord“ begangen. Nicht einen Einzelmord wie den „Mord“ des Herzogs von Enghien (so wird dieser gerechte Akt der Nothwehr unseren preussisch-deutschen Schulkindern ja noch immer dargestellt). Rein: einen Massenmord, der den von Thomas in Bremerhaven beabsichtigten zehnfach übertrifft. Napoleon hat dreitausend Kriegsgefangene „wie Raubthiere mit dem Bajonnet ermorden lassen“: so verkündet sein Richter, Professor Dr. Julius von Pflugl-Harttung. Den von Napoleon angeführten Grund, daß er die dreitausend Gefangenen aus Mangel an Proviant nicht ernähren und aus Mangel an Truppen nicht überwachen konnte, läßt der Richter-Professor nicht gelten. Napoleon ist ein Mörder. Aber wenn unser Professor sich in dem Amte des Richters gefällt, der dem großen Mann das Verdict: „Schuldig des Massenmordes!“ spricht und ihn mit stählernem Schreibschwerte köpft, muß er sich auch gefallen lassen, zu hören, daß sein Urtheil vor wahrhaft gerechten Richtern als ein historiographischer Justizmord, wenn auch glücklicher Weise nur mit Stahlfeder und Papier verübt, sich darstellt.

Napoleon hat die Thatsache der Tödtung der Gefangenen (die Angaben schwanken zwischen 2000 und 4000) stets freimüthig zugestanden; nur bestritt

er, daß es mehrere Tausend gewesen seien. Walter Scott (*Life of Napoleon Bonaparte*, vol. II, p. 228) berichtet, auf *Sankt Helena* habe der Kaiser zu dem Dr. O'Meara (seinem Leibarzt) gesagt, er habe nur 1200 Gefangene erschließen lassen. Doch ob 1200 oder dreimal 1200: die grundsätzliche Frage nach der Berechtigung dieses kriegsrechtlichen Aktes wird von der Zahl der Getödteten nicht berührt. Drei Gründe führte Napoleon zur Rechtfertigung seiner That an. Nur der dritte Grund wird von unserem Richter-Professor erwähnt.

Der erste Grund. Nicht nur Walter Scott, dem bei allem edlen Streben nach Gerechtigkeit ein gewisses Vorurtheil gegen den „General Bonaparte“ in seiner umfangreichen, fünf Bände fassenden Biographie überall tiefes Mißtrauen gegen Napoleon einzieht: auch französische Geschichtschreiber der Restaurationzeit müssen zugeben, daß die Besatzung von Jassa einen Bruch des Völkerrechtes verübt hatte, wie er schwerer kaum denkbar ist. „Bonaparte sandte an den Kommandanten einen Parlamentär, um ihn aufzufordern, sich zu ergeben. Der aber ließ dem Gesandten, statt aller Antwort, den Kopf abschlagen.“ (Arnault, *Leben Napoleons*.) Scott sucht die Berechtigung dieses ersten Grundes durch folgende Worte zu entkräften: „If the Turkish governor had behaved like a barbarian, for which his country, and the religion, which his country, and the religion (!), which Napoleon meditated to embrace (!), might be some excuse, the French general had avenged himself by the storm and plunder of the town with which his revenge ought in all reason, to have been satisfied.“ Scott, der seine Befangenheit durch das Raschplappern der albernen Verdächtigung, Napoleon habe Mohamebaner werden wollen, hinlänglich dokumentirt, muß dennoch einräumen, daß der Feldherr gegen „Barbaren“ zu kämpfen hatte, die ihm gerechten Grund zu „Repressalien“ boten. Wenn er aber meint, daß das Recht der Repressalien mit der Erstürmung und Plünderung der Stadt erschöpft gewesen sei, so verkennt er die Schwere des gegen Napoleon begangenen Verbrochens, den Umfang des Repressalienrechtes und vor Allem das Gewicht des Umstandes, daß es sich um einen Krieg gegen Barbaren handelte. Selbst ein so milder Mann wie Bluntschli hat achtzig Jahre nach Jassa das Repressalienrecht der Tödtung von Kriegsgefangenen anerkannt („Das Völkerrecht der civilisirten Staaten.“). Qualifizirend kommt aber noch hinzu, daß im Kriege gegen „Barbaren“ nach unbestrittener Theorie und Praxis die kriegsrechtlichen Normen des Völkerrechtes überhaupt nur gedrochene Wirkung haben. Die preußisch-deutsche Kriegsführung hat schon 1870/71 von dem Repressalienrecht einen sehr ausgiebigen Gebrauch gemacht. Und die Strafexpeditionen, die von deutschen Kolonialtruppen gegen „barbarische“ Regersämme in Ost- und Westafrika durchgeführt worden sind, waren wohl vielfach nicht minder rücksichtslos als das Strafgericht, das Napoleon wegen der Ermordung seines Parlamentärs über Jassa verhängte.

Der zweite Grund. Napoleon vertheidigte sein Verfahren ferner damit, daß die Gefangenen, die „die Besatzung von St-Krisch (einer Küstenfestung südlich von Jassa) gebildet hatten, auf ihr Wort, in diesem Feldzuge nicht weiter zu dienen, freigelassen worden waren, sich aber sogleich wieder mit den Türken vereinigt, die Besatzung von Jassa verstärkt und durch ihren hartnäckigen Widerstand viele Franzosen das Leben gekostet hätten.“ (Laurent: *Lebensgeschichte des Kaisers Napoleon*.) Und Wachsmuth („*Geschichte Frankreichs im Revolutionszeit-*

alter“, Theil von Heeren und Wert, Europäische Staatengeschichte), dessen Feindschaft gegen Napoleon nur noch von dem napoleophobischen Fanatismus des Jesuitenjäglings Vansrey überboten werden kann („eine Zeit der Gewalt“, die „die Lüge zur Begleitung hatte“, nennt er Konsulat und Kaiserreich), muß trotzdem über Jaffa sagen: „Von der Besatzung kamen 3200 Mann als Gefangene in die Hand des Siegers. Unter ihnen waren die auf Geldbühn entlassenen 1600 Mann der Besatzung von El-Krisch. Der Wortbruch dieser Leute lehrte, daß auf eine Zusage der Muselmanen nicht zu rechnen sei.“ Wachsmuth berichtet dann die Schwierigkeiten der Ernährung und Ueberwachung der Gefangenen, deren Tötung ihm eine so unausweichliche kriegsrechtliche Nothwendigkeit zu sein scheint, daß er auch nicht ein einziges Wort des Tabels hinzufügt. Und doch gehört er zu den hornirten Historikern, die mit schmetternden Phrasen verkünden, daß „Gewalt“ und „Lüge“ die beiden Säulen des napoleonischen Thrones gewesen seien. Daß in solchem Fall wortbrüchige Kriegsgefangene ihr Leben verwirkt haben, ist feststehende Regel des Völkerrechtes sogar unter civilisirten Staaten: um wie viel mehr gegenüber Barbaren, die damals noch als gänglich außerhalb des europäischen Völkerrechtes stehend erachtet wurden.

Als dritter Grund kam zu diesen beiden, schon allein ausreichenden Gründen noch hinzu: die Unfähigkeit, die Kriegsgefangenen zu ernähren und zu bewachen. Daß in solchem Fall der Sieger das bittere Nothrecht hat, die Kriegsgefangenen zu töten, nicht verpflichtet ist, sie zu entlassen oder gar gegen sich selbst wieder loszulassen (wie es, zum Beispiel, die Buren im letzten Kriege thaten, vielleicht aus Ritterlichkeit, vielleicht auch aus diplomatischer Berechnung): Das ist herrschende Theorie und Praxis des Völkerrechtes (Siehe: Vueders in Holzendorffs Handbuch des Völkerrechtes IV, S. 441; Heffter, Völkerrecht § 128; Bluntzschli, § 580: „Wenn es der eigenen Sicherheit wegen unmöglich ist, sich mit Kriegsgefangenen zu belasten“; gegen den völkerrechtlichen Doktrinär, der allein dieses Nothrecht bestreitet, den Südamerikaner Calvo, wendet sich Vueders, bei Holzendorff, mit berechtigter Schärfe: „Es ist deshalb auch ganz unzulässig, wenn Calvo gegen die genannten Autoren von Erstidung des christlichen Gefühls und der Stimme des Gewissens, von einem *crimes lésso-humanité* und Rückfall in die Sitten der Wilden Innerafrikas spricht.“) Wenn Herr Professor von Pflugk-Hartung das Dasein dieses Nothrechtes im Stil eines mittelalterlichen Inquisitionrichters mit den Worten leugnet: „Vängst ist diese von dem Schulbigen verbreitete Mär widerlegt“, so erwartet man mit Spannung nun einige Details dieser Widerlegung; leider vergeblich. Pflugk-Hartung locutus est, causa finita est. Hören wir, was Laurent berichtet: „Als der Obergeneral diese Masse von Gefangenen erblickte, rief er in durchbringendem Ton: ‚Was soll ich mit ihnen anfangen? Habe ich Lebensmittel, sie zu ernähren, habe ich Fahrzeuge, sie nach Egypten zu schaffen? Was hat man mir da angethan?‘ Und wieder: ‚Was soll ich mit ihnen machen?‘“ Unser Professor vermeint, die Gründe durchschaut zu haben, die den „schlaunen Korjen“, den „gutmüthigen Napoleon“ veranlaßten, mehrere Tage mit der Erschießung zu warten, den Spruch seiner Generale einzuholen und zu überdenken: „Er wollte die Verantwortung und mit ihr die üble Nachrede von sich ablenken.“ O dieser Feigling! Dieses schwächliche Bärtschken Napoleon! Dieses ängstliche Frauenzimmer im Obergeneralstod! Er, unter dessen eiserner Faust acht

Monate später die ganze Maschinerie der Direktorialregierung zusammenbrach wie ein Kartenhaus, vor dessen Donnerworten wenige Jahre später einige Duzend europäischer Könige zitterten wie verdummelte Schuljungen vor den Strafreden eines strengen, aber gerechten Schulmeisters, — er hat die Verantwortung für eine wichtige kriegsrechtliche Maßregel geküht! Diese Verdächtigung ist so naiv, daß man sie kaum ernst nehmen kann. Hören wir, wie Laurent diese dreitägige Wartefrist erklärt. „Er berathschlugte drei Tage lang über das Schicksal dieser Unglücklichen, in der Hoffnung, das Meer und die Winde würden ihm Fahrzeuge zuführen, um ihn von seinen Gefangenen zu befreien, ohne Ströme Blutes vergießen zu müssen. Aber das Murren der Armeegestaltete ihm nicht, eine Maßregel, die ihm den größten Widerwillen einflößte, zu verschieben. Der Beschl., die Gefangenen niederzuschicken, wurde am zehnten März gegeben.“ So war die Stimmung und Gemüthsart dieses „Mörders“: einen aus dreifachem Grunde gebotenen Akt militärischer Selbsterhaltung inmitten eines Barbarenlandes verschob er schweren, hoffenden Herzens noch drei Tage, ehe er ihn vollzog; und doch war es eine gebieterische Nothwendigkeit, die sich eben so wenig länger aufschieben ließ wie etwa das Bombardement von Paris im Januar 1871.

Napoleon war ein Mensch und nichts Menschliches war ihm fremd. Er war, wie alle Menschen, ein Sünder und hat viel gesündigt; er hatte Fehler und hat viel gefehlt, zumal in den Jahren 1812 bis 14, als er die Grenzen seiner Macht nicht erkennen wollte, der Hybris mehr und mehr verfiel und in tragischer Verblendung sich am ersten Januar 1814 bis zu den sein treues Volk schwer beleidigenden Worten fortreißen ließ: „Frankreich bedarf meiner mehr als ich Frankreich!“ Doch wenn fast hundert Jahre nach Jena, im Deutschland Wilhelms des Zweiten, das Andenken des großen Mannes beschimpft, wenn er als ein Massenmörder, als ein zweiter Attila, als ein Tschengis Khan oder Tamerlan, als ein Gemisch von Grausamkeit, Despotismus und korrumpirter Schlaueit dargestellt wird, wenn er noch immer, wie es leider in den siebenziger und achtziger Jahren geschah, der herantwachsenden Jugend als ein verteuflerter, der Hölle entstiegener und ihr wieder verfallener Bluthund vorgemalt wird, etwa so, wie auf dem Höllenbilde des genialen, aber bizarren Meisters im holländischen Wierp, wo Napoleon in der Hölle inmitten von Wuth und Rache schnaubenden alten und jungen Weibern, die ihre durch ihn gestorbenen Männer, Söhne, Brüder von ihm zurückfordern, vor dem Beschauer steht, dann muß die Stimme der Gerechtigkeit aus doppelten Gründen gegen die öffentliche Ausstellung solcher Napoleonkarikaturen Verwahrung einlegen: im Interesse Napoleons und auch im Interesse der deutschen Jugend. Gerade sie muß eindringlich vor dem zunehmenden Chauvinismus gewarnt werden, der sich in der steigenden Ueberschätzung der eigenen „Helden“ und Unterschätzung der großen Männer anderer Völker besonders symptomatisch offenbart, vor einer Geschichtslehre, die auf der einen Seite den guten alten Kaiser Wilhelm mit der Gloriole der Größe umgiebt, auf der anderen Seite aber als einen Bluthund und Massenmörder den Mann hinzustellen wagt, den kommende Generationen nicht in dunkel schwärmender Mystik, sondern in klarer Erkenntniß und nüchternen historischer Kritik als einen der größten Wohltäter der Menschheit würdigen und verehren werden, als den politisch wirksamsten europäischen Vorläufer und Bahnbrecher der messianischen Zeit.

Moriz de Jonge.



Selbstanzeigen.

Ausgewählte Fakkland-Skizzen von Hermann Heijermans jr., Verlag von Bruno Feigenspan, Pöbmed. 2,80 Mark.

Angeregt durch eine Mittheilung des Herrn Professors J. Sittard vom „Hamburgischen Correspondenten“, der mir vor einiger Zeit mittheilen ließ, daß er gern bessere holländische Arbeiten in meiner Uebersetzung veröffentlichen würde, begann ich vor ungefähr fünf Jahren, mich in der holländischen Literatur, aus der mir bis dahin nur Multatuli genau bekannt war, umzusehen. Da es sich zunächst um feuilletonistisches Material handelte, griff ich nach den Tagesblättern und fand gleich am nächsten Sonnabend im Amsterdamer Allgemeinen Handelsblatt eine packende Skizze von S. Fakkland, in der Erscheinung, Umgebung und Abgang eines idiotischen Kindes geschildert wurden. Da ich selbst öfters Gelegenheit hatte, mich in das Seelenleben eines kleinen Idioten zu vertiefen, ergriff mich diese Schilderung mit doppelter Gewalt. Ich bat Herrn S. Fakkland, in dem ich den starken Künstler erkannte, um die Autorisation zur Uebersetzung. Als bald darauf Herr Hermann Heijermans jr. sie mir ertheilte, war ich wohl sehr erfreut, ahnte aber damals keineswegs, daß schon zwei Jahre später ein Werk dieses holländischen Dichters, das Drama: „Die Hoffnung“, die europäischen Bühnen erobern und seinen Verfasser mit einem Schlage zum ersten lebenden Dichter Hollands stempeln würde. Denn damals waren außer seinen Novellen „Trinette“ (in meiner Uebersetzung bei S. Fischer, Berlin), „Ein Judenstreich?“ (Wiener Verlag, Wien), „Intérieurs“ (Bruno Feigenspan, Pöbmed) und dem Drama „Ghetto“, das in Holland großen Beifall gefunden hatte, noch keine bedeutenderen Werke von Heijermans bekannt und die allwöchentlich vom Publikum gespannt erwarteten Fakkland-Skizzen brachte auch damals in Holland noch Niemand mit seinem Namen in Verbindung. Das hat sich inzwischen geändert. Heute weiß man überall, wer Heijermans und wer Fakkland ist.

Hamburg

Rosa Ruben.

Die Spekulation in Goldminenwerthen. F. E. Fehsenfeld, Freiburg i. B.

Ungefähr 450 Millionen Mark guten deutschen Geldes sind in südafrikanischen Minenwerthen angelegt und es ist erstaunlich, eine wie große Anzahl der rund 45 000 in Goldminenwerthen spekulirenden Deutschen wenig oder falsch über die wirklichen Verhältnisse und Aussichten der von ihnen erwählten Spielobjekte unterrichtet ist. Ist es nicht eine traurige Ironie des Schicksales, daß gerade die Deutschen, die in der ganzen Welt wegen ihrer geschäftlichen Tüchtigkeit bekannt sind und die sich meist mit Aufwand hoher Intelligenz ihr Vermögen erworben haben, doch auch so leicht bestimmt werden, ihr sauer verdientes Geld in das große Loch zu werfen, das schon so viel Kapital verschlungen hat und noch verschlingen wird, ohne auch nur ein einziges Goldbröckchen zurückzugeben? Ich habe mir deshalb in meinem Buch die Aufgabe gestellt, meine leichtgläubigen und falsch unterrichteten Landsleute zu warnen, ehe es zu spät ist, zu helfen, wo Hilfe noththut, und den Betrogenen zu retten, was noch zu retten ist.

London.

S. Gumpel.

Kritische Anmerkungen zu Haedels „Welträttseln.“ Ein Kommentar für nachdenkliche Lehrer. Berlin, Skopnik. 50 Pfennige.

Es ist ein gar leichtes Ding für den Spezialisten, den Begriffspalter oder den Rärner philologisch-historischen Materials, in einem Werk, das so viele Gebiete menschlicher Denkarbeit berührt, mit selbstgerechtem Handwerkerstolz auf Fehler und Widersprüche in Einzelheiten hinzuweisen. Aber damit ist Haedel nicht im Ganzen vernichtet. Die große Persönlichkeit, die kraftvolle Stimmung, die aus dem Welträttselbuch zu uns redet, ist überhaupt nicht zu wiederlegen; da giebt es nur ein mißmuthiges Ablehnen oder ein freudiges Anerkennen. Haedel als Kämpfer für freie Wissenschaft und Lehre ist der Mann unseres Herzens. Auf dem Boden freisten Denkens entspinnt sich nun der Kampf um die höchsten Fragen. Gegen die dogmatisch-naturalistische Stellung Haedels wird in leicht beweglichem skeptischen Geplänkel vorgegangen, wobei denn im Handgemenge auch mancher scharfe Pieß fällt. Mit den Waffen aus der unerlöschlichen Rüstkammer der großen deutschen Philosophen suchte ich meinen eigenen Standpunkt, eine theistische Weltanschauung, zu vertheidigen. Freilich: für den Katholikentag, überhaupt für orthodoxes Kirchenthum ist in dieser Streitschrift nichts zu holen.

Charlottenburg.

Dr. Max Apel.

Der Synodale. Eine fast wahre Geschichte. Dresden-Bühlau, Verlag von Heinrich Witten.

Eines Sommertages sah ich nach Tisch in meinem kühlen Zimmer und las in der Zeitung von den Verhandlungen einer Synode. Und als ich an eine bestimmte Stelle gekommen war, faltete ich das Blatt zusammen und lächelte vor mich hin. In diesem Augenblick wurde „Der Synodale“ geboren. Eine Sommernachmittagslaune . . . In der Synode hatte man nämlich beantragt, die Staats- und Stadtbehörden um Einschränkung der „Varietés Theater, Singspielhallen und verwandter Lokale“ zu bitten; einige Mitglieder der Synode hatten, im Anschluß daran gesagt, daß es bei den vorliegenden Anträgen doch an der genügenden Information, an ausreichender Begründung und Aufklärung fehle, und zuletzt war man übereingekommen, „einen Vertreter zu ernennen, der der Synode Bericht zu erstatten habe.“ An dieser Stelle hatte ich gelächelt. Ich stellte mir nämlich vor, wie sich wohl der gute Pastor Klemm aus Sandlage benehmen würde, wenn er als Vertreter der Synode die Singspielhallen und dann vielleicht auch die Lokale mit weiblicher Bedienung zu erforschen habe. Und allerlei absonderliche und lustige, doch auch zu ernstem Nachdenken anregende Bilder stiegen vor mir auf. Ich begleitete Gotthold Klemm auf seinen Irrfahrten durch das berliner Leben, sah ihn von Horn, Zagen, Zweifel, Mitleid, Verständniß und Ekel erfaßt werden, sah ihn straucheln und fast fallen, aber auch sich wieder aufrichten und seine volle moralische Haltung zurückgewinnen, — so sehr, daß er später alles Menschliche, das sich vor ihm und in ihm aufgethan, und alle Lehren, die dieser Einblick ihm gegeben hatte, wieder vergaß . . . Die Wahrheit ist gleich einem Fische, der sich wohl anlassen, aber schwer festhalten läßt. Ein Mensch, dem in allen Lebenslagen dies Festhalten besser gelingt als Gotthold Klemm, mag ihn schelten. Ein Verstehender wird lächelnd vergeihen.

Zehlendorf.

Felix Freiherr von Stenglin.

Lotte.

Das macht mir Deine Eltern lieb und werth,
 Daß sie den Namen Lotte Dir gegeben,
 Den theuren Namen, der die Geber ehrt
 Und der verpflichtet für das ganze Leben.
 Du bist so schön, so abgeklärt und rein,
 Du fühlst die Pflichten gegen Deinen Namen
 Und fügst Dich ihm so herzgefällig ein,
 Gleichwie ein Bild in seinen schönen Rahmen.
 Drum duld' es gern — wie still ich sonst auch bin —,
 Kann ichs den Lippen manchmal nicht versagen,
 Daß sie den holden Namen vor sich hin
 Und wärmeren Gefühls zu sprechen wagen . . .

Prag.

Hugo Salus.



Nachwuchs.

Herr Winterfeldt junior, Geschäftsinhaber der Handelsgesellschaft, ist in der letzten Zeit sehr oft genannt worden; vielleicht noch öfter, als ihm lieb ist. Er kehrte von einem der Ausflüge nach dem Dollarland zurück, die nun einmal in die Mode gekommen sind, weil ein Gescheiter damit begann und die Anderen nicht dämmer erscheinen wollen als der Eine, und wurde plötzlich in dem Kreis der erstklassigen Menschen — ich denke an die Urvählerklassen, nicht an die Progenitur des Herrn Direktors Rudolf Koch — zum Helben des Tages. Die Börse widmete ihm nach allen Regeln ihres Comments die Blume einer recht würzigen Hauffe in den Antheilen der Handelsgesellschaft und die Zeitungen schickten ihm Reporter ins Haus, um ihn „anzufragen“ oder, wie es, aus dem Bossischen in verständliches Deutsch übertragen, heißt: ihn zu interviewen. Hatte Herr Dr. Salomonsohn in seinem amerikanischen Reisebericht mehr die kosmetische Seite der Sache betont, so konnte sich Herr Winterfeldt junior an einigen verblüffenden Gedanken wirtschaftlichen Inhaltes um so eher genügen lassen, als ja das Thatsächliche, das über das moderne ökonomische Leben der Vereinigten Staaten zu sagen war, zu eben der selben Zeit in einem vortrefflichen Buch aus Goldbergers Feder artig und lehrreich gesammelt erschien. Durch einen dieser bahnbrechenden Gedanken, den der Interviewer Herrn Winterfeldt ablockte, wurde dem Leser die interessante Neugierde vermittelt, die mißtrauische Zurückhaltung des amerikanischen Kapitals gegen heimische Anlagen werde bewirken, daß Amerika nächstens als Geldgeber in Europa erscheint; schon jetzt wisse man in Berlin von amerikanischen Bewerbungen, deren Zweck sei, geeignete Unterlagen für Kapitalanlagen zu schaffen. Sehr schön, mag der Reichsbankpräsident gemurmelt haben, als er diese erbauliche Kunde vernahm; schade nur, daß der junge Winterfeldt mit dem offenen Blick seine Sprightour nach Amerika nicht etwas früher machte: dann hätte ich vor meinem Jubiläum mir all die Mühe sparen können, die es mich kostete, den Metallschatz in unseren Kellern durch Zugänge aus

London und Paris zu stärken, um für alle Fälle gerüstet zu sein. Andere Leute, die nicht in der glücklichen Lage sind, die Eingebungen der Logik von Meditationen über einen Metallschlag zurückdrängen zu lassen, werden sich gefragt haben, wie es denn komme, daß die Handelsgesellschaft im Bunde mit der Darmstädter Bank einer amerikanischen Bahn und einem amerikanischen Bankhaus gerade in dem Augenblick Hilfe gewährt, da Amerika sich anschiebt, Europa mit dem Ueberflusse seiner verfügbaren Kapitalien segensvoll zu befruchten. Als Hüter des Geldes der Handelsgesellschaft tritt Herr Winterfeldt in die new-yorker Bankfirma Hallgarten ein. Wenn aber zutrifft, was er dem Interviewer offenbart hat, dann müßte viel eher ein Vertreter von Hallgarten Geschäftsinhaber der Handelsgesellschaft werden. So spricht die Logik. Der junge Winterfeldt hat aber die richtige Witterung bewiesen. Logisch heißt heute: Ultratüfisch. Voraussetzung des Erfolges ist in unseren Tagen die Verkündung eines Unsinnns, der durch Wahrheit selbst den trüglichen Dichthäuter zum Widerspruch reizt. So ist nun aus Winterfeldt junior eine Kapazität geworden. Doch — ach! — da packt er auch schon seine Koffer und kehrt uns den Rücken, um fortan in New-York zu wohnen. Und wir? Wir bleiben zurück und betrachten mit Wehmuth die Lücke, die sein Abgang in den Nachwuchs unserer Hochfinanz reißt. „Der Verlust ist wie ein Bliß, der verklärt, was er entzieht“.

Hand aufs Herz, Herr Direktor Fürstenberg: Warum lassen Sie Hans Winterfeldt ziehen? Der Befragte schweigt. Da steht er vor uns, den Cylinder in die Stein gebrückt, gesund und kräftig noch, aber auf dem alternden Gesicht einen ersten Zug. Baumeister Solnek! Zittert er wirklich vor der Jugend? Möglich wäre es. Als Herr Fürstenberg den jungen Winterfeldt, sogar, als er den durch viel stärkere Leistung bekannten jungen Mathenau zum Geschäftsinhaber machte, meinten Viele, diese Wahl habe den Zweck, die fürstenbergische Allein herrschaft in der Handelsgesellschaft zu sichern; die jüngeren Herren würden in der Hand des älteren nur Werkzeuge sein. Daß Herr Fürstenberg auch den früheren Direktor der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft so gering eingeschätzt habe, ist nicht anzunehmen; er soll seiner Freude über diese Acquisition oft ungemein lebhaften Ausdruck gegeben haben. Ob nun Herr Winterfeldt, Sohn seines Vaters, Pläne entworfen hat, die den Meister durch ihren Herrscherflug erschrecken? Oder genügte dem Vielerfahrenen schon die Vorstellung solcher Möglichkeit und schob er, klüger als Solnek, einen Kiesel vor, noch ehe die Situation für alle Theilhaftigen so peinlich wurde wie in Ibsens Drama, — den alten Brovik nicht zu vergessen? In Messels Palast, zwischen der Behren- und der Französischen Straße, werden dramatische Konflikte freilich anders gelöst als auf der Bühne des Deutschen Theaters. Herr Fürstenberg wird der Jugend, die an seine Thür klopft, nicht den Gefallen thun, auf das Dach seines Bellevuestraßenhauses zu klettern und von da aufs Pflaster zu stürzen, um so die Bahn für den Nachwuchs frei zu machen. Sein Gewissen ist etwas robuster als das des Baumeisters Solnek. Wäre Dem nicht die verrückte Hilde Wangel über den Weg gelaufen, die seine Schwäche sofort erkannte und auszunützen verstand: er hätte es vermutlich auch klüger angestellt, um den aufstrebenden Ragnar, der sich an seine Stelle setzen wollte, loszuwerden. Ein Appell an den Ehrgeiz des jungen Mannes hätte nach menschlichem Ermessen hingereicht, um ihn

selbst, der den Meister schon für abgethan hielt, auf die Spitze des Thurmes hinaufzuschicken und dem Untergang zu weihen. Herr Fürstenberg entsendet den jungen Winterfeldt „in ehrenvoller Mission“ nach New-York. Die Börse inszenirt eine Winterfeldt-Pause und die ewig blinde Freihandelspresse behandelt den jungen Herrn wie eine Persönlichkeit. Der also Gefeierte ahnt nichts Böses und drückt zum Abschied dankbar die Hand des Meisters, der ihm die berliner Direktorstelle reservirt; nur das Amt, nicht die Würde soll dem Scheidenden genommen werden. Mehr kann Winterfeldt junior wirklich nicht verlangen. Ich kann mir denken, wie gerührt er war, als Fürstenberg nach Ordnung des Wichtigsten zu ihm trat und ihn zum „Direktor à la suite meiner Handelsgesellschaft“ ernannte. . . . All Das ist natürlich nur Kombination. Vielleicht wird Herr Winterfeldt aus ganz anderen — doch nicht minder ehrenvollen — Gründen übers Wasser geschickt. Vielleicht schätzte ich den Charakter des Herrn Fürstenberg zu hoch ein, als ich eine Seelenverwandtschaft mit Halvard Solness konstruirte. Vielleicht den des jungen Winterfeldt zu gering, als ich annahm, er könne um höheren Glanz willen dem eigentlichen Ziel seines Strebens entlagen. Hans Winterfeldt ist muthig. Dafür zeugen die Narben in seinem Gesicht; dafür zeugt auch das Interview über Amerika. Muth aber, Unerfahrenheit ist eine für den Beruf der Hochfinanz sehr wichtige Eigenschaft. Ein halber Direktor up to date ist Hans Winterfeldt jetzt also mindestens schon. Wer weiß? Am Ende hat der Altmeister ihn nur zu den smarten Jankes geschickt, damit er dort auch die zweite Hälfte Dessen erwerbe, was ein vollendeter Bankdirektor heutzutage braucht, um ganz auf der Höhe der Zeit zu stehen. (Siehe namentlich Dr. Salomonsohns Darstellung amerikanischer Sitten, Kapitel über Schönheitspflege und Aehnliches.) Oder Hans Winterfeldt geht, weil für Caesar neben Pompejus kein Raum ist. Ich werde mich hüten, zu sagen, wer von den Beiden — Jung-Winterfeldt und Jung-Rathenau — hier Caesar und wer Pompejus ist.

Der Leser verzeihe mir, daß ich so viel von Hans Winterfeldt spreche. Aber wer die berliner Börse kennt, wird mir den Schmerz über das Entschwinden dieses Mannes nachfühlen. Mit seiner schmachtigen Gestalt und seinem jugendlichen Aussehen ist gerade er der markanteste Vertreter des unserer Hochfinanz beschiedenen Nachwuchses. Man mußte ihn sehen, wenn er, hoher Verantwortung voll, die Arme in die Hüften gestemmt, vorn auf dem erhöhten Podium in der Handelsgesellschaft-Nische stand und einem Makler nach dem anderen souverainen Bescheid gab, mit Freunden Grüße und Meinungen austauschte, für Jeden ein williges Ohr, für Jeden ein Weisheitsörnchen hatte. So viel Nüchternheit, so viel Jugendfrische erwärmt. Wer bleibt jetzt noch? Die Börse hofft, nach dem Abgang Winterfeldts werde Herr Dr. Walther Rathenau endlich wieder aus seinem Zelt hervorkommen, das er kaum noch verlassen hat, seit man seinen „Impressionen“ einen so expressiven Empfang bereitere. Wird aber diese Hoffnung sich erfüllen? . . . Junges Blut ist dann auch noch bei einer von den alten Privatfirmen, die mit den Großbanken auf gleichem Fuß stehen, und bei einer Aktienbank, die auf der linken Seite des Saales postirt ist, in leitende Stellungen gedrungen. Ich nenne die Namen der Herren nicht, weil ich nicht anzunehmen vermag, sie können eines Tages so Hervorragendes leisten, daß es nöthig würde, in einer Geschichte deutscher Finanz ihrer zu gedenken.

Im Allgemeinen ist leider mehr Nepotismus als Nachwuchs sichtbar. Wenn ich von Nachwuchs rede, meine ich ungewöhnlich begabte junge Leute, die sich mitten in dem großen Organismus eines Bankinstitutes, ohne Rücksicht auf ihre Geburt und die pecuniäre Lage ihres Vaters, solche Geltung zu verschaffen wissen, daß sie von Stufe zu Stufe aufrücken, bis zur höchsten hinauf, und zwar mit der beschleunigten Geschwindigkeit, die unsere Zeit der unaufhörlich einander überbietenden Rekords ermöglicht und von der Auslese fordert. Warum fehlt uns dieser Nachwuchs? Eine ausführliche Beantwortung der Frage würde viel Zeit kosten; nur eine Nebenursache will ich heute erwähnen. Mehr und mehr wächst unter den tüchtigen Bankbeamten die Neigung, ungeduldig aus der Bahn zu springen und sich journalistisch zu betätigen. Prozentuell liefert die Berliner Bank, wenn ich nicht irre, das stärkste Kontingent dieser Zahnenflüchtigen; vielleicht, weil sie ihren Beamten am Meisten Muße läßt, auf andere Gedanken zu kommen, vielleicht, weil ihr Wesen die in ihrem Betriebe Stehenden am Meisten zu kritischer Regung reizt. Kaum haben solche Beamte das Bankhaus verlassen, so erscheinen sie auch schon im Börsensaal und sehen sich die Welt, die sie so lange von unten betrachtet haben, nun von oben an. Dieser plötzliche Wechsel der Perspektive bewirkt, wie die Erfahrung lehrt, auch wenn der pathologische Zusammenhang noch nicht aufgeklärt ist, gewöhnlich eine Blähung des Brustkorbes, ein Wachsthum der Figur und eine Anschwellung des Organes. Das Erste, was dann geschieht, ist eine nach allen Regeln der Kunst vorgenommene Vermöbelung der Bankdirektoren. Aus dem Hausklatzsch, den man in den Gulijahren aufgespeichert hat, wird den früheren Chefs eine Suppe gekocht, die manchmal viel Talent und Sachkenntniß verräth, aber stets einem ekelhaften Nachgeschmack hat. Nach Allem, was ich selbst hier schon gesagt habe, wird mir wohl Niemand zutrauen, daß ich die Zimperlichkeit und Unehrllichkeit, die sich auf anderem Gebiet in dem heuchlerischen Aufschrei über eine „Verrohung der Kritik“ Luft gemacht hat, nun auch auf die Börsen- und Finanzkritik übertragen wolle. Ich muß auch gleich hinzufügen, daß die Bankdirektoren in ihrer Abwehr einen noch kläglicheren Eindruck machen als ihre Angreifer. Denn die Abwehr besteht darin, daß sie durch ihre Pressbureaux, trotz Börsengesetz und Pommerenprozeß, noch immer allerlei unsauberen Börsenblättchen, die keinen Inhalt und kaum einen Leser haben, ihre Finanzinserate geben. Dieser Sumpf soll die Banken vor der Schimpfplust ausgeschiedener Beamten schützen; vergessen wird dabei nur, daß ein Sumpf noch lange kein Wall ist. Ich denke von Banken und Bankdirektoren im Allgemeinen nicht gerade gut und finde, die Beweislast für ihre bona fides müsse in der Regel ihnen selbst zufallen. Alle Banken zusammen können aber nicht so Arges verbrochen haben, wie man anzunehmen gezwungen wäre, wollte man ihre Unmoral an der Demuth messen, die sie dem Abschaum der Presse oft zeigen. Kluge Bankdirektoren sollten den Talenten in ihren Bureaux den Weg nach oben, so weit es irgend möglich ist, ebnen, statt sie aus Dienern zu Feinden werden zu lassen. Dann würde es an Nachwuchs nicht fehlen; und das Unkraut, das sich jetzt nur von der Furcht vor entartetem Nachwuchs, vor schreiblustigen jungen Leuten nährt, könnte nicht weiterwuchern.

Dis.